Ph. pr. 639 k / 1

<36604772260015

<36604772260015

Bayer. Staatsbibliothek

Philos. Ethica popul. 2223.

1 – 5 Band

Miscell.

Opp. var. arg. German. Vestl.

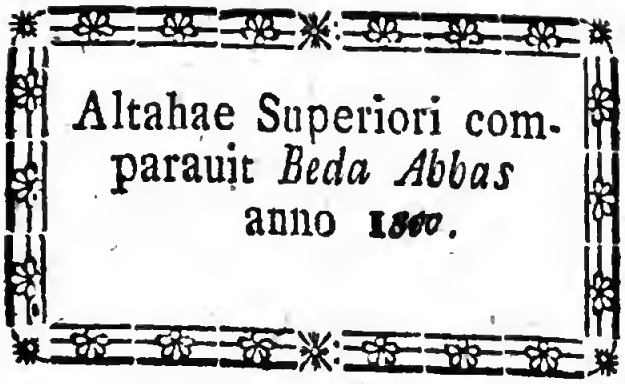
Schnorr v. K. del. C. F. Stölzel sc. 1798.

Vesta.

Kleine Schriften

zur

Philosophie des Lebens,



ch.

Erstes Bändchen.

Mit einem Titelkupfer.

Biblioth. Oberattac.

Leipzig,
bey Gottfried Martini, 1798.

9 B. n. S.

Ph. Pr. 639 h/1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Das unermeßliche Gebieth der Philosophie des Lebens, besonders des häuslichen, ist so reich an Stoffen, die für Denkkraft, Moralität und Gefühl interessant sind, daß man sich wundern muß, wenn in unsern Zeiten so wenige Schriftsteller in

demſelben arbeiten. Vielleicht liegt der Grund darin, weil man in dieſer Sphäre nicht, wie in jener der ſpekulirenden reinen Philoſophie, ſich hinter eine barbariſche Schulſprache verſtecken kann, ſondern den Gegenſtand einfach und lichtvoll darſtellen muß, vielleicht auch darin, daß Viele, thöricht genug, glauben, es ſey nicht viel Verdienſt durch Unterſuchungen zu erwerben, die ſich ſo ganz auf den Kreis der wirklichen Welt und der Erfahrung beſchränken. Wie dem auch ſey, ich glaube keiner Entſchuldigung zu bedürfen, wenn ich die wichtigern Gegenſtände der Philoſophie des Lebens, beſonders

des häuslichen, in einer Aufeinanderfolge kleiner Schriften behandle. Das Nachdenken darüber war seit geraumer Zeit mein Lieblingsstudium, und versüßte mir die Trockenheit anderer Arbeiten, zu denen mein Stand und meine Lage mich verbanden. Ich glaube mit den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft vertraut zu seyn, und die Seiten zu kennen, an denen noch für Verstandeskultur, Sittlichkeit und Geschmack gearbeitet werden muß. Glück der Ehen, Erziehung der Kinder, Umgang und geselliges Vergnügen scheinen mir vorzüglich Gegenstände zu seyn, für welche durch Aufklärung noch viel ge-

leiſtet werden kann. Ich werde jedes Halbjahr ein Stück von gleichem Umfange liefern, wie das erſte, und — da es an intereſſanten Materialien nie mangeln kann — ſo lange fortfahren, als die Billigung des Publikums meinem Beſtreben, ſie zu verdienen, entſpricht.

K. H. Heydenreich.

Inhalt.

I.

Ueber den Charakter des Weibes und der weiblichen Liebe, zur nähern Prüfung von Fichte's Grundsätzen über die Ehe. S. 1 — 50.

II.

Vorschlag eines gesellschaftlichen Philosophirspiels nebst einer philosophischen Meditation über eine Prise Tabak. S. 53 — 84.

III.

Commentar über einige Sprichwörter von Liebe und Ehe. S. 87 — 122.

IV.

Ueber den Unterschied zwischen Achtung und gutem Rufe, aus dem Franz. der Fr. von Lambert, nebst Gracians Maximen über Ruhm und guten Ruf, übersetzt und erläutert. S. 125 — 174.

V.

Briefe über den Ausdruck von Geist und Sittlichkeit, vorzüglich in einem schönen weiblichen Kopfe. S. 177 — 228.

VI.

Gemählde aus der vaterländischen Geschichte, von R. Hommel. S. 231 — 276.

I.

Ueber den

Charakter des Weibes

und

der weiblichen Liebe,

zur nähern Prüfung von Fichte's Grundsätzen über die Ehe.

Wenn der unausbleibliche Sieg der Wahrheit, ſobald ſie nur öffentlich und unverſchleiert auftreten darf, durch irgend ein Beiſpiel der Geſchichte der neuern Philoſophie auf eine kräftige Weiſe beſtätigt worden iſt; ſo iſt es durch das entſcheidende Uebergewicht geſchehen, welches die reine Sittenlehre der kritiſchen Philoſophie ſo ſchnell über das verfälſchte Syſtem derer gewonnen hat, welche unſern Trieb nach Glückſeligkeit zum letzten Urquelle aller unſere Rechte und Pflichten machten. Niemand iſt wohl übler berathen, als wer ſich einbildet, es kommen beyde Arten, über Moralität zu philoſophiren, auf eines hinaus. Die völlige Verſchiedenheit der Reſultate läßt ſich ihm in Hinſicht auf jede Frage der Sittenphi-

losophie zeigen; in einigen Theilen derselben ist sie so schneidend, und unverkennbar, daß jeder Widerspruch nur von Partheygeiste oder blinder Anhänglichkeit an sein einmahl einstudiertes System herrühren kann.

Unter diese gehört vorzüglich die Untersuchung über die Ehe mit allen darin enthaltenen Fragen über ihre Natürlichkeit, sittliche Nothwendigkeit, Würde und Heiligkeit. Sie erscheint in einer ganz andern Gestalt, je nachdem wir alles auf angenehme Gefühle beziehen, oder Pflicht des Menschen anerkennen, die auf einem ganz andern Grunde ruht; in jenem Falle als Schwäche desselben, in diesem als ein Werk der ehrwürdigsten moralischen Stärke.

Man gehe auf jene Zeiten zurück, die sich jetzt immer mehr ihrem Untergange nahen, jene Zeiten, wo den berühmtesten Philosophen die Tugend nichts war, als eine Kunst des genußvollsten Lebens, Zei-

ten, deren Geist sich um so kräftiger verbreitete, da seine Resultate und Lieblingsmeynungen einerseits durch einen gewissen Anstrich geniemäßiger Verwegenheit imponirten, andrerseits durch Begünstigung eines zügellosen, aller Ueppigkeit preisgegebenen Wandels, schwache Herzen — man weiß, wie viel deren sind — anzogen. In ihnen war es ein geheimes Lehrstück großer, und, um in ihrer Sprache zu reden, über Vorurtheile erhabener Geister: Die Ehe für einen unnatürlichen Zwang, für ein Auskunftmittel menschlicher Schwäche und Bedürfnisses, oder wohl für eine politische Anstalt der Staatsgesetzgebung zu halten. Das Naturrecht war besonders die Sphäre, wo man die Freyheit zu haben glaubte, Grundsätze dieser Art laut werden zu lassen. In seinem Bezirke, wo der Mensch in allen Handlungen, wodurch er nicht etwa seine Mitmenschen misbraucht, seinem eignen Gewissen überlassen erscheint, glaubte man auch der Tugendlehre vergeben und Meynungen über die Ehe unter-

ſtützen zu dürfen, wodurch jeder thieriſchen Leidenſchaft das Wort geſprochen wird. „Der Menſch hat Triebe, ſagte man, und jeder Trieb iſt ihm, wiefern er befriedigt wird, ein Quell angenehmer Gefühle. Der Geſchlechtstrieb iſt es ganz vorzüglich, er iſt es an und für ſich und durch die Folgen ſeiner Befriedigung. Die Gemeinſchaft mit dem andern Geſchlechte erzeugt Luſt, und daß wir dadurch Vater und Mutter werden, erhöht die Luſt um ein Großes. Allein derſelbe Trieb geht auf Mannigfaltigkeit, der Genuß ſelbſt vertilgt den Reitz einer Perſon, und, von der Natur aufgefordert, ſtreben wir nach Abwechſelung. Eine Perſon des andern Geſchlechts zu finden, die uns für immer genüge, iſt eine Chimäre; man durchlaufe die Geſchichte der Ehe, vergleiche die zufriedenen Ehen mit den unzufriedenen, und man wird finden, daß bey geſunder Vernunft kein Mann ſeiner Wahl trauen könne. Wie viel verliert das Menſchengeſchlecht unter dieſen methodiſchen Verbindungen. Man verübt

die Haupthandlung, von der alle Fortpflanzung der Ehe abhängt, aus kalter neigungsloser Pflicht, ohne Feuer, ohne Leidenschaft für die Person. Kein Wunder, daß die Staaten, in denen Ehe gesetzlich ist, voll sind von kraftlosen, trägen Geschöpfen, die zu nichts gut sind, als wieder zu heurathen, und der Natur ähnliche Carrikaturen der Menschheit abzubetteln. — Da staunen wir, daß uneheliche Kinder so kraft- und geistvoll sind; ein berühmter Schriftsteller sagt: uneheliche Kinder sind Dithyramben, eheliche, Lehrgedichte. — Ja wohl; der Unterschied ist auffallend, die Ehe gebiehrt höchstens einen oder zwey Menschen, die Kritik aushalten, übrigens Krüppel und Lükkenbüßer die Menge. — Dabey quälen sich Mann und Weib durch erzwungene Treue und Zuneigung, spielen verächtliche Rollen von Zärtlichkeit, rühmen sich unbegreiflicher ewiger Bündnisse und lieben sich so für die Ewigkeit, während sie ihrer einander in jeder Stunde herzlich gern los seyn möchten. — Wie

ganz anders würde es um die Menschheit stehn, wenn der Neugebohrne meistens eine Frucht des ersten, oder doch eines immer noch reitzenden Genusses wäre. Die Thiere, welche nie eine Misgeburt hervor bringen, und ihren Gestalten und der Vollkommenheit ihrer Natur treu bleiben, würden keinen für sie so vortheilhaften Kontrast gegen unsre Gattung bilden. — Und hat es denn die Natur etwa auf die Ehe angelegt? Warum hat der Mann keinen Instinkt für sein Kind? Ist nicht die erste Pflege desselben blos dem Weibe, die spätere ganz dem Ungefähr anvertraut? Hat nicht der weiseste der Griechen seine Philosophie dadurch gekrönt, daß er die Kinder für ein Eigenthum des Staates und damit alle väterliche und mütterliche Gefühle für sie für unbedeutend erklärt hat? — Laßt sie, von Leidenschaft fortgerissen, Menschen erzeugen, wie sie seyn müssen; der Staat nehme sie in seine Obwalt, und erziehe sich Bürger; jene phantastischen Gefühle, der Mutter gegen das Kind, und des

Vaters, der die Mutter nur im Kinde liebt, sie mögen verfliegen, und sich in ihr Nichts auflösen. — Es gebe keinen Vater — keine Mutter, — es gebe kein Kind mehr. Nur Staat und Bürger und Anwartlinge der Bürgschaft."

Dahin führt in der That das System der egoistischen Moralisten, wenn man seine Grundsätze streng verfolgt: zur Vertilgung aller Ehe, und aller damit zusammenhängenden Gefühle.

Allein gesetzt auch, jene Denker gehen bis zum Plato selbst fort, werden sie dadurch die Natur besiegen. Ist ihr Eigennutz, ist ihr Plato stärker als die Natur? Oder übertönen die geheiligten Nahmen: Mann und Weib, Vater und Mutter und Kind alle ihre Sophismen? Ja, das Gefühl spricht gegen sie; man kann sich die Menschheit ohne diese Verhältnisse auf eine würdige Weise nicht denken; unsre Gattung würde tief unter die Thierheit herabsinken, wenn die

moralischen Bande vernichtet würden, welche Aeltern und Kinder verknüpfen, Bande, welche nur durch die Ehe fest gewebt werden können.

Ehe ist das einzigmögliche natürliche Zusammenleben von Personen beyderley Geschlechts, der ganze Gang männlicher und weiblicher Triebe nimmt, wenn er nicht durch Unkultur und Sittenverderbniß in seiner Bahn gestöhrt wird, seine Richtung zu ihr hin. Der Ehemann ist der wahre Mann, und das Eheweib das wahre Weib. In ihnen nur, wenn sie sind, was sie seyn sollen, entwickelt sich die Menschheit auf das Vollkommenste. Die Moral hat nicht nöthig, Ehe zu gebiethen, wenn sie es nicht mit entarteten Wesen zu thun hat, welche der Menschheit untreu worden sind. Unter wohlaufgewachsenen unverdorbenen Individuen darf sie nur erklären, was diese ohne allen Befehl eben so gewiß thun, als sie leben und athmen und mit einander sympathiren.

Beyde Geschlechter bilden das Ganze der Menschengattung. Diejenigen Kräfte und Triebe, welche zur Erzeugung, Pflegung und Erziehung des Menschen nöthig sind, finden sich unter ihnen vertheilt und die Anlagen der Männlichkeit und Weiblichkeit greifen bestimmt in einander, um den großen Zweck der Natur für die Dauer der edelsten Geschöpfe der Erde zu bewirken. Es kann nur eine Art der Gemeinschaft beyder Geschlechter für diesen Zweck geben, welche vollkommen natürlich ist, und um diese zu finden, wird es nur darauf ankommen, sich im Charakter der ganzen Gattung, und dem jedes besondern Geschlechtes nicht zu irren. Fassen wir nur das wahre Wesen des Menschen überhaupt, und das des männlichen und weiblichen Menschen richtig, so kann die glückliche Lösung des Problems nicht fehlen. Die Ehe wird jene einzig natürliche Gemeinschaft seyn, wenn durch sie allein eine vollkommene Entwickelung der sämmtlichen Anlagen der Menschheit in

beyden Geschlechtern bewirkt werden kann, ohne sie harmonische Bildung ihrer Kräfte gar nicht möglich wäre. Kann der Mann nur in dieser Verbindung zum Vollgenusse seines Selbstbewußtseyns, als Mannes, und das Weib zu dem des ihrigen als Weibes gelangen; würden sie ausserdem von vielen Seiten sich selbst fremd und unverständlich seyn, richtungslos und verwickelt in Widersprüche ihr Daseyn hinträumen; nun so ist die gute Sache und der Triumph der Ehe entschieden. —

Gemeine Köpfe können sich vor Erstaunen nicht lassen, wenn sie finden, daß tiefgedachte philosophische Untersuchungen zu Resultaten zurückführen, welche die vermeinten großen Geister im Zeitalter der philosophischen Anarchie, mit vornehmer Miene dem orthodoxen Pöbel überlassen hatten. Und eben dieß charakterisirt den Geist der kritischen Philosophie. Meynungen, deren sich noch vor kurzem die Menschen von gutem Tone in der lit-

terariſchen Welt ſchämten, Meynungen, durch deren Handhabung man den Ruf eines denkenden Kopfes verwirken konnte, ſind gleichſam wiedergebohren und erſcheinen nach langer Unterdrückung in einem ſiegenden Lichte. Wie mancher hätte nie gedacht, daß die Ehe, in ihrer ganzen Strenge gefaßt, mit allen ihren ſo unnachlaßlichen Verbindlichkeiten ein Lehrſtück der reinſten Philoſophie ſey. Man hielt ſie für ein Werk der Kirche und des Staates; aber ſiehe da! ſie iſt ein Werk des menſchlichen Herzens, unabhängig von Staat und Kirche. —

Fichte, ein ſcharfſinniger, freymüthiger Denker, iſt der neueſte Schriftſteller über die Ehe. Er glaubte in ſeiner Grundlage des Naturrechts kein Eherecht aufſtellen zu können, ohne vorher den richtigen Begrif der Ehe beſtimmt zu haben. Kann man wohl die Verlagsrechte eines Buchhändlers feſtſetzen, ohne darüber einig zu ſeyn, was es heiße: Verlegen, Verlag, Ver-

leger? — Er geht seinen eignen Gang; ich halte es für interessant ihm zu folgen, gesetzt auch, es geschähe unter Widersprüchen und Einwürfen. Die Wahrheit gewinnt dadurch; gleich viel, auf welche Seite das Uebergewicht falle. — Darin sind wir vollkommen einig, daß die Ehe, um mit seinen Worten zu reden, kein erfundener Gebrauch und keine willkührliche Einrichtung, sondern ein durch Natur und Vernunft in ihrer Vereinigung nothwendig und vollkommen bestimmtes Verhältniß, die eigentlichste von der Natur geforderte Masse des erwachsenen Menschen von beyden Geschlechtern zu existiren ist. Allein, was die Züge anbetrift, mit welchen er die eigenthümliche Richtung des Geschlechtstriebes des Mannes und des Weibes schildert, so scheint er mir seine ganze Untersuchung auf willkührliche Voraussezzungen gegründet zu haben, und besonders in Hinsicht der Charakterzeichnung

des Weibes in vielen Stücken mehr spizfindig, als wahr und scharfsinnig zu seyn. Gesetzt auch, das Frauenzimmer fände sich durch das edle und feine Rollenspiel, welches er ihm zutheilt, geschmeichelt, so dürfte es doch zugleich auch in dem Verhältnisse, in welchem er es gegen unser Geschlecht gesetzt hat, etwas Erniedrigendes finden. Selbst der feiner fühlende Mann wird schwerlich damit zufrieden seyn können, ja er dürfte sich wohl kaum in dem Fichtischen Gemählde wieder erkennen.

Man ist es von diesem Philosophen schon gewohnt, daß seine Kühnheit im Demonstriren keine Grenzen kennt; es befremdet also nicht, wenn er gleich im Eingange den strengen Beweiß führt, „daß „ohne zwey Geschlechter, und zwar ohne „ein männliches und weibliches „gar keine Natur möglich wäre, daß „also die beyden Geschlechter nothwendig „durch die ganze organische Natur gehen „müssen.“ Man kann ihm solche Spiele

eines ſcheinbaren Tiefſinns laſſen, nur muß er ſie uns nicht deſpotiſch aufdringen wollen und mit höhniſchen Sarkaſmen über jeden herfallen, der das Nichtige des Blendwerks aus der Natur der Sache einſieht.

Der Hauptſatz, auf welchem die ganze Theorie ruht, iſt die vorgebliche Thatſache: daß bey der Befriedigung des Triebes, was den eigentlichen Akt der Zeugung anbelangt, das männliche Geſchlecht ſich nur thätig, das weibliche nur leidend verhalte. Von dieſer Vorausſetzung aus, läuft das Räſonnement, Glied in Glied eingreifend, mit der ihm eignen Bündigkeit fort. Und man geräth auf den erſten Anblick in Erſtaunen, wie ſo natürlich eines aus dem andern hervorgeht.

Wir wollen die ganze Verkettung der Gedanken zuvörderſt überſehen, um die Prüfung derſelben deſto ſichrer und leichter anſtellen zu können.

„Verhält sich vorausgesetzter Maaßen „bey dem Akt der Zeugung das männliche „Geschlecht nur thätig, so kann es, ohne „mit der Vernunft in Widerspruch zu ge„rathen, sich die Befriedigung seines Ge„schlechtstriebes als Zweck vorsetzen, denn „der Charakter der Vernunft ist absolute „Selbstthätigkeit. Da aber das Weib „dabey blos leidet, und Leiden um des „Leidens willen alle Vernunft aufhebt, so „kann es schlechterdings sich vernünftiger „Weise die Befriedigung seines Triebes „nicht zum Zwecke vorsetzen. Allein diese „Befriedigung gehört in den Plan der „Natur, so wie der Trieb selbst. Die „Natur mußte ihm also eine Richtung „und Stimmung ertheilen, in welcher er „sich mit der Vernünftigkeit verträgt, „und dieß war nur so möglich, daß sie „ihn im Weibe als Trieb zur Thätigkeit, „und zwar einer nur diesem Geschlechte „zukommenden Thätigkeit erscheinen ließ. „So findet ihn das Weib ursprünglich in „sich; Unnatur, wenn sie ihn anders in „sich zu finden dächte. Der Mann kann

„sich den Trieb des Geschlechtes gestehen „und die Befriedigung desselben suchen, „ohne von seiner Würde zu verlieren. „Das Weib kann sich nicht gestehen, daß „sie sich hingebe, um den Geschlechtstrieb „zu befriedigen. Sie giebt sich hin zu „Folge des Triebes, ihren Mann zu be„friedigen. Sie wird in dieser Handlung „Mittel für den Zweck eines andern, „weil sie ihr eigner Zweck nicht seyn „konnte, ohne ihren Endzweck, die Würde „der Vernunft, aufzugeben. Sie behaup„tet ihre Würde, unerachtet sie Mittel „wird, dadurch, daß sie sich freywillig, „zu Folge eines edlen Naturtriebes, des „der Liebe, zum Mittel macht. Liebe „ist die Art der Erscheinung des Ge„schlechtstriebes im Weibe; das Weib „giebt sich, indem es den Trieb befrie„digt, uneigennützig und aufopfernd ei„nem Wesen des andern Geschlechtes hin. „Dadurch wird die Gleichheit gerettet. „Beyde handeln selbstthätig, wie es mo„ralischen Wesen ziemt, und wenn das „Weib, die Geschlechtsangelegenheit an

„sich betrachtet, unter dem Manne „steht und Objekt seine Kraft ist, so er„hebt sie sich wieder dadurch, daß es sei„nen Trieb nur aus Liebe befriedigt, und „sich seiner eignen Lust wegen schlechter„dings nie hingiebt. Mit einem Worte: „im unverdorbenen Weibe äußert sich „kein Geschlechtstrieb, und wohnt kein „Geschlechtstrieb, sondern nur Liebe, und „diese Liebe ist der Naturtrieb des Wei„bes einen Mann zu befriedigen. Es ist „allerdings ein Trieb, der dringend seine „Befriedigung heischt; aber diese seine „Befriedigung ist nicht die sinnliche Be„friedigung des Weibes, sondern die des „Mannes; für das Weib ist es nur die „Befriedigung des Herzens. Ihr Be„dürfniß ist nur das, zu lieben und geliebt „zu seyn. So nur erhält der Trieb, sich „hinzugeben, den Charakter der Freyheit „und Thätigkeit, den er haben mußte, „um neben der Vernunft bestehen zu kön„nen. Man sage nicht, es sey am Ende „doch der Geschlechtstrieb, der nur ver„steckter Weise sie treibe. Das Weib steht

„nicht weiter, und ihre Natur geht nicht „weiter, als bis zur Liebe, sonach ist dieß „ihr Horizont, und alle Zergliederungen, „durch welche wir ihre Liebe in eigennüz„zige Sinnenlust auflösen möchten, gehen „dasselbe nicht an.“ —

Man muß gestehen, daß das Weib in dieser Schilderung unter einem schönen Lichte erscheint. Was man gewöhnlich für den höchsten Vollendungspunkt seiner Veredlung in Sachen des Geschlechts hielt, wird hier als Naturell angenommen, und ihm mit Hintansetzung des Mannes ausschließend zugeeignet. Im Manne ist, nach Fichte, ursprünglich nicht Liebe; Liebe kann ihm nur das liebende Weib mittheilen.

Es verursacht mir ein widriges Gefühl, von dem edlen Resultate dieses Räsonnements auf seine Grundlage zurück zu gehen, und jeder Leser vielleicht, welcher nicht etwa für den Verfasser blind Parthey genommen hat, wird dieses Ge-

fühl theilen. Indeſſen da alles auf der erſten Vorausſetzung beruht, ſo muß ich ohne Anſtand fragen, ob denn wirklich bey der Realiſirung des Naturzwecks durch beyde Geſchlechter der Mann ſich nur thätig, und das Weib nur leidend verhalte. Die Sache läßt ſich von einer gedoppelten Seite anſehen, von der Seite des Körpers, und der Seite der Seele. Welchen Geſichtspunkt auch Fichte gewählt habe, ſo begreife ich ſeine Lehre nicht. Phyſiſch betrachtet, verhalten beyde Theile ſich leidentlich; die Naturkräfte an ihnen wirken, ſie ſelbſt handeln nicht; das Zufällige der Form der Theilnahme an dem Akt macht keinen Unterſchied, da ohnehin die Interpreten der Natur ſich darüber in Partheyen ſpalten dürften. Selbſt wenn ich darauf beſtehen wollte, daß doch der Mann gewiſſermaaßen primus motor iſt, ſo wäre doch auch evident, daß er darin nur leidentlich verfährt, wenn ich ihn betrachte, als dem Naturtriebe folgend,

Denke ich aber beyde Geschlechter nach ihren Zwecken, und sich darauf beziehenden Gesinnungen, so ist gar nicht abzusehen, warum der Mann blos thätig, das Weib blos leidend seyn solle. Jenem und diesem können die würdigsten Vorstellungen von Fortpflanzung des Menschengeschlechtes vorschweben, und in dieser Gesinnung können sie ihre Gemeinschaft ausüben. —

Thätig seyn, heißt im Gegensatze des Leidens, aus einem Grunde wirken, den wir uns selbst gegeben haben; leiden, der Einwirkung einer fremden Kraft nachgeben; es ist also in der Naturwelt reine Thätigkeit gar nicht zu treffen, blos in der moralischen. Dieß angewendet auf den Geschlechtstrieb, so ist es am Tage, daß Fichte's Unterschied nichts mehr als eine Spitzfindigkeit ist. Folgen Mann und Weib bey der Begattung blos dem natürlichen Reitze, so verhalten sich beyde leidend, die große erzeugende und bildende Kraft der Natur

allein wirke. Sind ihre Triebe veredelt, haben sich beyde den Zweck einer an sich würdigen Fortpflanzung der Menschengattung gesetzt, so ist die sittliche Selbstständigkeit des Weibes eben so wenig zu bezweifeln, als die des Mannes; wer mag sagen, das Weib leide blos? —

Allein Fichte hat die Sache auf eine befremdliche Weise blos physisch genommen; und so ruht seine Philosophie über beyde Geschlechter, über Liebe und Ehe auf einem sehr seichten Grunde. Bey den Aerzten dürfte er einer nicht wenig bittern Kritik ausgesetzt seyn. Unter ihnen ist es noch gar nicht ausgemacht, daß die gesammten Bedingungen der Erzeugung eines menschlichen Körpers im Weibe enthalten seyen, und dem Manne blos das erste bewegende Prinzip komme; eine Meynung, welche unendlich viel gegen sich hat, und schon durch die Fortpflanzung körperlicher und geistiger Eigenschaften vom Vater auf die Kinder sehr entkräftet wird.

Doch, dem sey, wie man wolle, — ist es wohl begreiflich, wie Fichte aus diesem unwahren Satze folgern konnte, wie es vor Augen liegt, ohne die evidente Sophisterey selbst zu fühlen? Konnte es ihm entgehen, daß er in seiner Schlußfolge mit den Begriffen thätig und leidend spielt? Ich weiß in der That kein auffallenderes Beyspiel grober Amphilolie in irgend einer Schrift eines geschätzten Philosophen. —

„Der Mann verhält sich bey der Handlung des Beyschlafes thätig, das Weib leidend." (Jeder kann sich ein Bild entwerfen, was diese Begriffe hier bezeichnen.) — Selbstthätigkeit ist Charakter der Vernunft, Leiden charakterisirt die Thierheit, also: — was sollte man denken? —

„Der Mann allein wohnt mit Würde bey; — das Weib kann ohne Entehrung die Ge-

schlechtsgemeinschaft an sich nicht zulassen." — In der That, läse ich dieß nicht selbst in Fichte's Buche, man würde mich nicht überreden, daß er je solche Sophismen habe ausspinnen können, noch dazu, um einen höchst festen Grund des natürlichen Rechtes der Ehe zu legen.

Wie mußten sich doch in dem Kopfe des scharfsinnigen Mannes die Begriffe von thätig, selbstthätig, Leiden, absolutes Leiden, durchkreuzen! Wie mußten die Merkmale derselben allmählich so ganz ermatten, daß er einen Schluß, wie diesen, ziehen konnte!

Zwischen der physischen Thätigkeit und der moralischen Selbstthätigkeit findet kaum eine Analogie statt. Ein organisches Wesen, als solches, ist thätig, wenn das zu ihm gehörende Bildungsvermögen im Spiele ist, um es zu erhalten, zu ergänzen, fortzupflanzen ꝛc. Lauter Wirkungen, welche

aus einem unbegreiflichen Mechanismus hervorgehen, der sich über dem ganzen All der Natur verbreitet. Charakter der Vernunft ist Selbstthätigkeit; dieß heißt, sie handelt nach Gesetzen, die sie sich selbst giebt, die keine Autorisirung von außen bedürfen, Gesetzen, die an und für sich, und ihrer selbst wegen allgemein gelten. Wie hängt es zusammen: „Das organische Wesen wirkt, als organisches, selbst, indem es seine Gattung fortpflanzt; die moralische Vernunft handelt nach ewigen, allgemeinen Gesetzen, die sie ihr selbst giebt; — also geschieht der Würde jenes Wesens kein Eintrag, indem es den Trieb befriedigt, der auf Fortpflanzung seiner Gattung geht? — Ein organisches Wesen wird als solches sich leidend verhalten, wenn das zu ihm gehörige Bildungsvermögen schlechterdings nur unter fremdem Anstoße und Einwirkung von außen seine Kraft äußern kann. Das moralische

Wesen verhält sich leidend, wenn es der Sinnlichkeit unterliegt, und zu ihrer Begünstigung die Würde der Vernunft aufgiebt. Wie hängt es zusammen: Da das Weib das in seiner Natur enthaltene Bildungsvermögen durchaus nur unter fremdem Einflusse entwickeln kann, und es einer bewegenden Kraft außer ihm bedarf, um Kinder zu erzeugen, so ist es Verletzung seiner Menschenwürde, wenn es in Geschlechtsgemeinschaft mit einer Person des andern Geschlechtes tritt? —

Daß hier nichts zusammenhänge, wird wohl jeder Unpartheyische zugestehen. Nur traurig, daß solche Gewirre von Gedanken Personen zu Urhebern haben, welche sich an der Spitze aller Geister denken, und wohl gar das Rad des Zeitalters in ihrer Gewalt zu haben glauben. Mögen sie doch bald davon zurückkommen, und sich auf ihren gebührenden

Standort verſetzen! Ihre Achtung wird um ſo geſicherter ſeyn. —

Ich gehe zur Hauptſache zurück. — In phyſiſcher Hinſicht ſind Mann und Weib einander gleich, ſie wirken nach dem Mechaniſm der Natur; man kann nicht ſagen, jener ſey thätig, und dieſes leide blos. Beyde leiden; die Natur bedient ſich ihrer, um die Menſchengattung fortzupflanzen, und weder der Mann noch das Weib haben eine deutliche Idee von dem, was ſie eigentlich verrichten, der Weltzweck wird doch erreicht. — Aber allerdings beſitzen beyde auch Freyheit, und können ihrem Geſchlechtstriebe dieſe oder jene, eine mehr oder weniger der Menſchheit würdige Richtung geben. Es fragt ſich, wie ſich ihre Anlagen, von dieſer Seite betrachtet, gegen einander verhalten, in welcher Geſtalt der veredelte Geſchlechtstrieb im Manne, und in welcher er im Weibe erſcheint. Liegt vielleicht dem Fichteiſchen Räſonnement, wenn man die täuſchende

syllogistische Form wegrechnet, Wahrheit und Uebereinstimmung mit Welt und Leben zum Grunde? Ist es charakteristisch für das Weib, in Hingebung und Aufopferung nur der Liebe zu leben, übrigens sich den Geschlechtstrieb als Mittel der Sinnenlust nicht zu gestehen? —

Man dürfte auf den ersten Blick glauben, das Weib erscheine in der Fichteischen Charakteristik in einer besonders edeln Gestalt. Erhaben über allen eigennützigen Geschlechtstrieb und jede Rücksicht auf ihr individuelles Vergnügen, sucht sie nur den Mann zu befriedigen, der, ohne sich, oder ihr es verhehlen zu brauchen, nach physischer Gemeinschaft mit ihr strebt, sie opfert ihm ihre Persönlichkeit, also alles, was sie hat, auf, und behauptet eben dadurch ihre Menschenwürde, daß sie nur für ihn lebt, mit gänzlicher Vergessung ihres eigenen Gelüstens. Im Weibe allein ist die Liebe originell; im Manne entsteht sie erst durch

Bewunderung und Dank für die Hingebung des Weibes.

Allein dieses Edle ist blos ein Schein: genauer betrachtet wird das Weib dabey mit einer Schwäche dargestellt, bey welcher es der Verachtung schwerlich entgehen dürfte.

Wiederhohlt, daß es Sophisterey ist, wenn Fichte darin, daß sich der Mann bey dem Akte der Zeugung thätig verhalten solle, den Charakter der Vernünftigkeit und Menschenwürde findet, kann man wohl das Weib achten, wenn sie sich deßhalb hingiebt, damit nur der Mann das Objekt seiner Kraft, und das Mittel der Befriedigung seines Lusttriebes habe? Oder ist dieß nicht eine offenbare Schwäche, durch welche es sich herabwürdigt? So wie der Mann im Weibe ein Objekt für seine Kraft sieht, verdient er Verachtung des Weibes, und auf das Weib, welches ihm sich zu diesem Behufe hingiebt, fällt Verachtung zurück. Ausdrücklich

ſagt aber Fichte, daß die Liebe dem Manne an ſich gänzlich fehle, und nur gleichſam aus dem Herzen des Weibes in ihn übergehe. Der Mann erſcheint alſo dem Weibe, ehe er geliebt wird, blos als brünſtig; wem mag ein Weib gefallen, das ein ſolches Weſen lieben kann?

Allein der Mann iſt in Fichtens Darſtellung ganz verfehlt. Weder als wahrer Naturmenſch, noch als gebildeter Menſch ſieht er bey der Geſchlechtshandlung ſich als das thätige, das Weib als das leidende Weſen, oder als das Objekt an. In dem einen Standpunkte, wie in dem andern, ſieht er ſich und das Weib als integrirende Theile eines zuſammengehörenden Ganzen an, wo ſchlechterdings gleich, und ohne Unterordnung, jeder Theil für das Ganze da iſt *). Ich will mich deutlicher machen.

*) Darauf geht jene philoſophiſch-dichteriſche Allegorie, daß die Liebenden in einer

Zwischen der Geschlechtseinrichtung der vernunftlosen Thiere und der Menschen findet der wichtige Unterschied statt, daß die Thiere eine bestimmte Zeit haben, wo beyde Geschlechter den Reitz zur Begattung unwiderstehlich fühlen, bey dem Menschen aber, wie man ihn auch annehme, eine solche Periode nie eintritt. Folge davon ist, daß der Mann auch im wildesten Zustande zu keiner Zeit auf die Einwilligung eines Weibes zur Gemeinschaft mit Sicherheit rechnen kann, sondern seine Hingebung davon erwarten muß, daß es ihm gelinge, in dem Herzen

vormaligen Existenz Eins gewesen, dann aus einander gerissen und verschlagen worden, und nun sich wieder treffen, ihre vormalige Verwandtschaft ahnden, und von neuem nach der innigsten Vereinigung streben; in der That eine Dichtung, welche die ganze Psychologie der Liebe enthält, wenn man sie gehörig zu deuten weiß. Schillers Gedicht: Geheimniß der Reminiscenz, ist im Ganzen eine treffliche Darstellung jener Idee.

deſſelben ein reitzendes Wohlgefallen zu ihm zu erregen. Dieß wird in einem ſolchen Zuſtande freylich kein Wohlgefallen an Geiſtesvollkommenheiten ſeyn, ſondern Wohlgefallen und überwiegendes Intereſſe an ſeiner Form, vielleicht beſtimmt durch das dunkle Gefühl des Ausdrucks derſelben. Iſt dieſes noch nicht Liebe, ſo iſt es doch gewiſſermaaßen ein Analogon der Liebe. Der Mann wird dem Weibe durch Liebkoſung, Freundlichkeiten und Dienſte aller Art zuvorkommen, um ſeine Zuneigung und Einſtimmung zur Gemeinſchaft mit ihm zu verdienen. Hier fällt der erniedrigende Geſichtspunkt eines Objekts für ſeine einſeitige Kraft gänzlich weg; er will, daß ſie ihn zum Objekte ihrer Luſt wolle, und daß ſie wolle, er ſolle ſie zum Objekte ſeiner Luſt wollen; mit andern Worten, da ihm die Natur ſagt, Mann und Weib ſollen eins ſeyn, ſo will er, daß ſie mit ihm das Eine ausmachen wollen möge, und daß ſie wolle, er möge ſeinerſeits auch mit ihr das Eine ausmachen wollen.

Auf beyden Seiten ist vollkommene Gleichheit, keine Unordnung, am allerwenigsten Aufopferung von Persönlichkeit.

Wenn der Mann die edelsten Anlagen seiner Menschheit entfaltet, und sein Herz durch wahre Grundsätze zum zarten Gefühle des weiblichen Werthes gebildet hat; wenn in ihm mit reinem Feuer jene Leidenschaft herrscht, für die ich in der Sprache nur das Wort der Geschlechtssympathie finde; so ist in ihm jener niedrige Gesichtspunkt gar nicht möglich, daß das Weib Objekt für seine Kraft, Mittel für Befriedigung seines Triebes sey. Er würde sich seiner selbst schämen, wenn er ihn faßte. Er ist nur für die Liebe gestimmt. Liebe ist das Gefühl der Unmöglichkeit, ohne die innigste treueste Verbindung mit einem Wesen des andern Geschlechtes glücklich zu seyn, ein Gefühl, welches durch die Ueberzeugung von der Harmonie *) seines Charakters und Her-

*) Harmonie eines weiblichen Charakters mit einem männlichen, ist die Zusammen-

zens mit dem unsrigen entsteht. Wo dieses Gefühl nicht ist, da ist keine Liebe. und, wenn auch dieses Gefühl auf Täuschung beruht, so ist es doch Liebe. Nicht erst durch Verbindung mit einem liebenden Weibe entwickelt sich dieses Gefühl im Manne. Die Natur hat ihn ursprünglich so eingerichtet, daß mit seiner Bildung die Fähigkeit zu diesem Gefühle erwache, und, wenn er liebt, so denkt er sich und das Weib als zwey getrennte aber für einander bestimmte Theile, die in Verbindung zu einem Ganzen nur das würdigste Glück der Welt genießen können. Die Befriedigung des physischen

stimmung der Eigenschaften von jenem mit den Zwecken, die den Mann interessiren. Diese Eigenschaften können entgegengesetzte Eigenschaften im Manne finden, und ihn eben deßhalb fesseln. So wünscht mancher feurige junge Mann ein kälteres, gesetzteres Frauenzimmer zur Gattin, weil er nur durch ein solches glücklich zu werden denkt.

Triebes ist hierbey ganz Nebensache; der Gedanke an sie verschwindet vor der Leidenschaft, die zu ihr hinführen soll, und wenn er denn jenen Trieb befriedigt, so denkt er dabey nicht so wohl an sich, als an das Weib.

Bey dem Weibe ist es derselbe Fall, und ich finde von dieser Seite keinen Unterschied zwischen ihm und dem Manne, wenn ich nicht auf Conventionen sehe, welche vom Zufalle, Launen und Grillen der Menschen herrühren. Das Weib darf dem Manne eben so gut entgegen kommen, ohne seine Würde zu verlieren, aber freylich nur durch feine Bestrebungen, ihm zu gefallen, und seine Leidenschaft zu gewinnen. Die Feinheit dieses Entgegenkommens durch Liebe mit Verläugnung seines Triebes und Verbergung alles dessen, was sich darauf bezieht, ist der Geist der wahren Schamhaftigkeit. Sie geht aus der Cultur hervor, und kommt dem Manne eben so wohl zu, als dem

Weibe. Fichte eignet dem Weibe eine ursprüngliche Schamhaftigkeit zu, welche er in der Unfähigkeit desselben setzt, sich den Trieb selbst zu gestehen; er spricht sie dem Manne als ursprüngliche Anlage schlechthin ab. „Rohe Männer, sagt er, prahlen mit der Ausübung der Wollust, aber das sittenloseste Weib gesteht lieber, daß es sein Gewerb aus Gewinnsucht, denn daß es selbiges aus Wollust treibe.“ Da seine Voraussetzung falsch ist: daß das Weib ursprünglich sich den Trieb nicht gestehen könne, fällt auch sein Begriff der Schamhaftigkeit hin. Uebrigens ist es durch Erfahrung unbezweifelt, daß sittenlose Weiber so gut als sittenlose Männer mit ihrer Wollust prahlen. Gesetzt auch, Fichte's Begriff wäre wahr, so setzte dennoch Schamhaftigkeit in seinem Sinne Cultur voraus; das rohe Weib wird nicht anstehen, sich seinen Trieb zu gestehen, und dem Manne entgegen zu kommen; was könnte es wohl zurück halten, und wessen hätte es sich zu schämen?

Fichte sagt: „Der Mann kann freyen; das Weib nicht. Es wäre die höchste Geringschätzung ihrer selbst, wenn sie es thäte. Eine abschlägliche Antwort, die der Mann erhielte, sagt nichts weiter, als: „ich will mich dir nicht unterwerfen," und dieß läßt sich ertragen. Eine abschlägliche Antwort, die der Mann ertheilte, würde heißen: „ich will die durch dich schon geschehene Unterwerfung nicht annehmen;" welches ohne Zweifel unerträglich ist." Er scheint bey diesem Begriffe des Freyens die konventionellen Formalitäten des Ansuchens in der Gesellschaft, welche gar sehr zufällig sind, vor Augen gehabt zu haben. Freyen heißt an sich weiter nichts, als durch die Aeußerungen seiner Empfindung seinen Wunsch erklären, für immer mit dem andern Wesen verbunden zu seyn zu einer Geschlechtsgemeinschaft durch Liebe. Dieß kann Weib, wie Mann, ohne sich herabzuwürdigen. Feine durchdringende Personen verfahren dabey mit Klugheit, und ver-

rechnen sich selten. Bey wahrer Liebe von beyden Seiten ist ein förmlicher Antrag völlig unnütz. — Der Sinn, den Fichte in das Freyen legt, beruht auf falschen Begriffen von beyden Geschlechtern und der Ehe. Es ist dabey von Beherrschen und Unterwerfen gar nicht die Rede. Die Erfahrung widerspricht auch ganz. Gewiß hat sich nimmermehr ein wirklich liebender Mann wegen einer Zurückweisung durch den Gedanken getröstet, es würdige ihn ja nicht herab, wenn ein Frauenzimmer ihm nicht dienen wolle. Vielmehr zeugen tausend Beyspiele, daß Männer in dieser Lage Opfer der Verzweiflung geworden sind, weil sie wohl fühlten, wie viel in der abschläglichen Antwort im Verhältnisse gegen ihre Leidenschaft und ihre Wünsche liege. Herr Fichte wird vielleicht in der wirklichen Welt Stimmen für seine Meynung haben, aber sich unmöglich, wenn er die Charaktere, von denen sie herrühren, näher betrachtet, durch sie geehrt finden.

Alle schiefe Begriffe dieses Philosophen rühren von dem Spiele her, welches er die ganze Theorie hindurch mit dem Worte Persönlichkeit treibt. Immer wiederholt er, daß das Weib durch Befriedigung seines Geschlechtstriebes ihre Persönlichkeit aufopfre. Dieß geschieht aber vom Manne sowohl als vom Weibe nur dann, wenn eines dem andern sich ohne Neigung, aus eigennützigen Absichten hingiebt. —

Worauf kommt nun der Unterschied in der Geschlechtsliebe zwischen Mann und Weib zurück? — Er besteht blos in dem Charakter der mit der Liebe verknüpften Gefühle. Die des Mannes sind im allgemeinen stärker und kräftiger, gehen rasch und unaufhaltsam zum Ziele hin, dauern in der ehelichen Verbindung befestigt durch Grundsätze, obwohl minder feurig fort, lassen sich aber in derselben mit manchem wichtigen Interesse vereinbaren; die des Weibes sind schmelzender, zärter, hingegebener, inniger, konzentrir-

ter, und in der Ehe ganz auf den Cirkel des häuslichen Lebens beschränkt. In der Ehe unterscheiden sich Mann und Weib besonders durch die Verschiedenheit ihrer Liebe für ihre Kinder, welche bey dem Manne ganz einen andern Charakter hat, als bey dem Weibe. Beyde kommen zwar darin überein, daß sie ihre Liebe gegen einander selbst auf die Kinder übertragen; die Mutter liebt den Vater, und der Vater die Mutter im Kinde. Allein die Gefühle der Mutter gehen mehr auf das physische Wohlseyn des Kindes, ihr Interesse hängt mehr an seinem Aeussern; die Theilnahme des Vaters betrift mehr seinen innern Werth. Die Mutter ist dadurch nicht herabgewürdigt; die Natur will es so und hat ihr jene Sphäre angewiesen; auch folgt nicht, daß ihr der innre Werth des Kindes gleichgültig sey; der Drang ihrer Empfindung geht nur immer mit einem gar nicht von ihr abhängigen Mechanism auf Weltglück und Aussenseite hin. So wird der Vater grössere Freude empfinden, wenn sein

Sohn durch seine Verdienste im Staate, die Mutter mehr Freude, wenn er in der Ehe sein Glück macht. Die Mutterliebe ist überdieß wärmer, entgegenkommender, nachgebender, unabhängiger von kalten Ueberlegungen, und darum in vielen Fällen thätiger und aufopfernder, als die des Vaters.

Fichte folgert aus seinem Lieblingssatze, daß das Weib, indem sie sich zum Mittel der Befriedigung des Mannes macht, ihre Persönlichkeit aufgiebt, daß sie ihn für den liebenswürdigsten seines Geschlechts halte, und sich ihm auf ewig, und ohne allen Rückhalt hingebe. Ausserdem, sagt er, würde sie sich ganz herabwürdigen und ihrer selbst schämen müssen. Niemand wird wohl bezweifeln, daß das Weib den gewählten Gatten als den liebenswürdigsten für sie denkt, daß seine Hingebung an ihn ganz so beschaffen seyn müsse, und außerdem der Begriff der Ehe gar keinen Sinn hätte. Allein es folgt nur nicht aus der Vor-

aussetzung von der Aufopferung der Persönlichkeit, sondern aus der natürlichen Anlage der Geschlechtsliebe selbst, deren Charakter eben dahin geht, sich ganz und auf immer an ein Wesen zu verlieren. Ich weiß nicht, ob ich es für Schwärmerey erklären soll, wenn Personen von feurigerem und innigerem Gefühle die Dauer einer solchen Verbindung auf die ganze Ewigkeit ausdehnen. Wenigstens scheint es mir im Geiste der wahren Liebe zu liegen, daß die Liebenden, wenn sie anders Unsterblichkeit glauben, ihre Vereinigung für die ganze Zukunft annehmen. Und dieß geschieht nicht blos im ersten Feuer der Leidenschaft, sondern vorzüglich in einer glücklichen Ehe *), wo der Gedanke der Unzertrennlichkeit mit den wachsenden Lebensjahren immer stärker und endlich unüberwindlich wird. — Ue-

*) Eine unglückliche Ehe ist gar keine Ehe, eben so wenig als etwas, das die Zeit nicht bezeichnet, eine Uhr seyn kann, wenn es auch so aussieht.

brigens verstehe ich nicht, was Fichte sich gedacht haben mag, wenn er behauptet, das Weib mache nicht blos ihr ganzes äußeres Schicksal, sondern auch ihre innere Seelenruhe, und ihren sittlichen Charakter, wenigstens ihren Glauben daran von dem Manne gänzlich abhängig, weil der Glaube des Weibes an sich selbst und an ihre Unschuld und Tugend davon abhänge, daß sie nie aufhören müsse, ihren Mann über alle seines Geschlechts zu achten und zu lieben. Als vernünftiges Wesen kann sie dieß nicht; wer mag seine Seelenruhe, wer das Bewußtseyn seines Charakters von einem andern Wesen abhängig machen? Ich finde hier nichts als Widerspruch. Indessen wird jedermann zugestehen, daß liebende Gatten einen der größten Bestandtheile ihrer ehelichen Glückseligkeit im gegenseitigen unbedingten Vertrauen auf einander sezzen, und daß eines sich selbst um so mehr

ehrt, je mehr es von dem andern geehrt wird.

Aus den Vordersätzen der Fichteischen Philosophie über Liebe und Ehe ist keine seltsamere und für das andre Geschlecht herabwürdigerendere Folgerung geflossen, als daß er dem Manne zum Lohne für die unbegränzte Hingebung des Weibes Großmuth zueignet. „Er will zuerst Herr seyn, sagt er: wer aber mit Zutrauen ihm sich hingiebt, gegen den entkleidet er sich aller seiner Gewalt. Gegen den Unterworfenen stark zu seyn, ist nur die Sache des Entmannten, der gegen den Widerstand keine Kraft hat.“ Wozu doch diese Tirade! Unterwirft sich denn das Weib durch Liebe und Ehe der Gewalt des Mannes? huldigt es einem Herrscher? Bedarf es einer Gnade des Mannes, damit das Weib von ihm jedes Opfer wahrer Liebe erhalte? Wohin doch einen scharfsinnigen Mann die Vorliebe

für falsche Grundsätze führen kann! —
„Aus Großmuth bestrebt sich nach ihm der Mann achtungswürdig zu seyn, denn ihre ganze Ruhe hängt davon ab, daß sie ihn über alles achten könne; aus Großmuth unterläßt er nichts, ihr das Schicksal der Unterwerfung so viel als möglich zu erleichtern, späht ihre Wünsche aus, um als seinen eignen Willen sie vollbringen zu lassen, was sie, sich selbst überlassen, am liebsten thun würde.“ — In der That eine unerhörte Großmuth, achtungswürdig in den Augen seines Weibes seyn zu wollen, und gränzenlose Liebe durch Gegendienste zu erwiedern. Ich gestehe, daß ich eben so wenig ein so großmüthiger Mann zu seyn, als eine Gattin zu besitzen wünschte, die einen so großmüthigen Mann über alles achten könnte. Allein das Weib nach Fichte scheint in jener Großmuth nichts Anstößiges zu finden, vielmehr ist sie, gerührt davon, zu jeder Aufopferung für den Gatten bereit. Und so entsteht denn nach ihm durch den Um-

tausch von Liebe und Großmuth die eheliche Zärtlichkeit. Jeder Theil will seine Persönlichkeit aufgeben, damit die des andern Theils allein herrsche. Und so wird dem Spiele mit einer ganz mißverstandenen Persönlichkeit die Krone aufgesetzt.

In meiner Theorie, deren Grundlinien ich im vorigen eingewebt habe, ist von gegenseitiger, gleicher, treuer, ewiger Liebe, aber von Großmuth schlechterdings nicht die Rede. Ich verabscheue den Gesichtspunkt, daß das Weib sich unterwerfe; er erinnert an eine physische Wahrheit, die hier gar keinen Einfluß hat; moralisch genommen ist er unwahr und für das andre eben sowohl als für unser Geschlecht entehrend. Allein selbst der freyeste Philosoph hängt zuweilen von angewöhnten Rücksichten auf Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft ab, und nimmt, was blos Folge positiver Gesetzgebung im Staate ist, für ursprüngliche Einrichtung der Natur. Fichte.

wird in keinem unpartheyischen Beurtheiler den Verdacht heben können, daß er sich in jenem Falle befand, als er die Geschlechter schilderte. Die Unterordnung der Weiber in der Gesellschaft unter den Zwang der Gesetze, und der Einfluß davon auf den weiblichen Charakter mochte ihm überall vorschweben, und darnach kopierte er sein Weib in vielen Stücken, ohne auf seine ursprüngliche natürliche Gestalt durchzudringen. Ueberall scheint es, als halle das: „Er soll dein Herr seyn" aus dem Trauungsformular der Agende wieder, und als geschehe es aus besondrer Menschenliebe, daß man das Schicksal gebohrner Sklavinnen möglichst versüße.

Es ist in der Ehe nur eine Herrschaft, die Herrschaft der Tugend und bessern Einsicht, nur eine Unterwerfung, die des Fehlenden und irrenden Theiles unter die höhere Sittlichkeit und Zurechtweisung des andern. Diese Herrschaft und Unterwerfung kommt Manne

und Weibe im gleichen Grade zu, ohne daß dadurch ein Theil gegen den andern herabgewürdigt würde. Welcher Mann wird nicht gern die minder reinen Seiten seines Herzens an den edlern Zügen seines Weibes läutern, und welches Weib wird dem schärfern Blicke ihres Mannes Beharrlichkeit in ihrem Wahne entgegensetzen? Aus dieser Herrschaft und dieser Unterwerfung gehen jene Scenen hervor, welche die moralische Ehrwürdigkeit der ehelichen Verbindung in ihrem schönsten Lichte zeigen.

Fichte macht am Schlusse seines Gemähldes, die Ehe, wie sie seyn soll, die sehr richtige Bemerkung, man könne das Menschengeschlecht nur dadurch von Natur aus zur Tugend führen, daß das natürliche Verhältniß zwischen beyden Geschlechtern wieder hergestellt werde. Nur muß dieß Verhältniß nicht nach seinen Grundsätzen gefaßt werden; denn diese würden nicht so wohl Cultur, als vielmehr Verschrobenheit unter den Men-

schen verbreiten, und Carrikaturen, einerseits, von Frauen, lächerlich durch unnatürliche Schamhaftigkeit, und erheuchelte uneigennützige Liebe, andrerseits von Männern, die das andre Geschlecht mit mißverstandener und unverschuldeter Großmuth behandelten, würden die Früchte davon seyn.

Ich habe in diesem Aufsatze meine Meynung freymüthig gesagt; mögen immer Blitze vom philosophischen Olymp auf mich herabregnen! Wenigstens wird kein Scholiastes minor der Fichtischen Philosophie mich beschuldigen können, daß ich ihn nicht verstanden habe. Nächstens werden Betrachtungen über das natürliche Eherecht desselben Philosophen folgen.

II.

Vorschlag eines gesellschaftlichen

Philosophirspiels

nebst

einer philosophischen Meditation

über eine Prise Tabak.

Der Baron Rietau hatte an einem schönen Wintertage eine zahlreiche Gesellschaft von Verwandten und Freunden auf seinem Landgute um sich versammelt. Der gröſsre Theil des Nachmittags und Abends schwand unter Spiel und Gesprächen hin; unter Frohsinn und Scherzen verlor sich die Tafel, und es fragte sich nur noch, welche Unterhaltung man für die übrige Zeit bis zum Einbruche der Nacht wählen wollte. — „Ein neues Spiel!“ war die Aufgabe, worüber sich alle vereinigten: man sann herum, man sammelte Stimmen; an Ideen fehlte es nicht, aber sie waren nicht im Augenblicke ausführbar: die Reihe kam endlich an den Hofmeister vom Hause, einen jungen Mann, der viel Philoso-

und Erfindung besaß; man nannte ihn nur den Schloßphilosophen, und er verdiente diesen Nahmen, wenn er auch gleich ein wenig Pedant und ein wenig Geck war. — „Nun, Herr Magister, tönte ihm die allgemeine Aufforderung entgegen, was sagt Ihre Philosophie? was sagt der weise Kant?" — „Im Scherze, antwortete dieser, werfen Sie diese Frage auf, und scheinen leider nicht zu wissen, wie viel tiefe Wahrheit darinn liegt. Glauben Sie, daß man ohne Philosophie ein interessantes Spiel erfinden könne?" — „Nichts weniger als dieß! haben wir uns doch alle schachmatt philosophirt, um die Entdeckung eines neuen Spiels zu machen! Allein Sie sind selbst Augenzeuge des Erfolgs." — „Nun so machen Sie Ihr Philosophiren selbst zum Spiele, da haben Sie ein neues Spiel. Philosophiren Sie um die Wette." — „Allerdings eine originelle Idee, ein Philosophirspiel zu stiften; wenn das Spiel so possierlich ist, als die Philosophen, und so mannigfal-

tig und überraschend, als ihre Meynungen, so muß einem dabey die Zeit nicht lang werden. Die Gesellschaft ersucht den Herrn Magister der sieben freyen Künste, sich deutlicher zu erklären, und seine Erfindung nicht etwa als Geheimniß zu behandeln. Sprechen Sie, wir hören als gelehrige Schüler und Schülerinnen." — „Sie verlangen, versetzte der Magister, etwas zu viel, wenn Sie sogleich die vollendete Ausführung eines flüchtigen Einfalls erwarten; genügt Ihnen die rohe Skizze, so mag sie Ihrer Prüfung vorliegen." — Alle verbeugten sich lächelnd, und der Philosoph begann, nachdem er sich geräuspert, und mit feyerlichem Blicke die Geister seiner Gedankenwelt gesammelt hatte, wie folgt:

Was sucht der gute Mensch, wenn er nach Spiel verlangt? Herren und Damen, er sucht durch Spiel nichts anders als Spiel. — Sie lächeln, und glauben, ich habe vielleicht etwas Alltägliches gesagt. Nichts weniger

als dieß, es ist Resultat der neuesten Philosophie. Wir streben rastlos nach Thätigkeit; und wenn wir unsre Kräfte auf ernste Zwecke nach strengen Gesetzen verwendet haben, dann sehnt sich der Geist nach einer freyen Entfaltung seiner Flügel, er will ungebunden unter Beschäftigungen schweben, die seine Kräfte in eine Thätigkeit versetzen, die sie immer von neuen belebt, wo er seine Wirksamkeit durch Genuß fühlt und nicht ermüdet. Was interessirt uns am Kartenspiele? Der gemeine Kopf glaubt, der Gewinst; nein, es ist die angenehme und leichte Jagd nach einem Zwecke, und der lustig kühne Wechsel von Glück und Unglück; mit einem Worte, das innre unsichtbare Spiel der Seele, die Ebbe und Fluth ihrer Wünsche, Leidenschaften und Gefühle, ist der Geist des Kartenspiels.

Der Mensch sucht immer außer sich, was er zunächst in sich finden könnte. Bedarf er, damit seine Kräfte spielen,

eines Stücks Papier, eines Würfels oder einer Billardkugel? Hat er nicht seine eignen Gedanken unmittelbar? kann er nicht mit diesen das interessanteste Spiel treiben? Ahnden Sie meine Idee? — Lessing sagt: über jeden Gegenstand kann ein erfinderischer Kopf ein Lustspiel dichten; so sage ich: über jede Kleinigkeit läßt sich philosophiren. Und eben ein gesellschaftlicher mit Scherz und Laune durchwebter Wettstreit im überraschenden Philosophiren über Kleinigkeiten ist die rohe Idee meines Philosophirspiels. Der Ausdruck klingt etwas schulmäßig; aber im Grunde ist die Philosophie nicht Sache der Schule, sondern Sache des Lebens. Wir alle können ja Gegenstände auf ihre Gründe zurückführen, auf ihre Zwecke beziehen, ihre Verbindungen bis auf das Entfernteste bemerken; nun, so können wir alle philosophiren. Je kleiner der Gegenstand, um so interessanter das philosophische Spiel darüber, und in dem Maaße an-

ziehender, als die Verhältnisse überraschen, unter denen wir ihn zeigen. Sie sehen ein, daß dieses Spiel mannigfaltiger Formen fähig ist, unter denen wir wählen können. Ich überlasse es einem erfinderischern Kopfe, als ich bin, sie zu bestimmen, um dadurch das Spiel selbst zu organisiren. Gewiß täusche ich mich nicht, wenn ich behaupte, daß dieses Spiel nicht nur den Verstand außerordentlich schärft, sondern auch unendlich reichen Stoff für Witz und Scherz aller Art darbiethet. Ich ahnde eine mögliche Ausführung davon, die alle Ergötzungen übertrifft, wodurch gebildete Menschen sich die Zeit verkürzen können, besonders wenn das schöne Geschlecht mit dem unsrigen dabey gehörig kombinirt wird. —

Philosophisch vollkommen richtig, Herr Magister! Indessen dürfte Ihr gepriesnes Spiel für eine Gesellschaft gerade in dem Sinne ein Spiel seyn, als

die leichtscheinenden Manöuvres eines Lustlagers für eine Armee. —

Ich verstehe, was man sagen will, aber verneine. Freylich ist es ein Spiel nur für eine Gesellschaft, wie diese; es fordert Talente, und wird auch nur durch Uebung vervollkommnet. — Machen wir eine Probe. — Der leichteste Versuch wäre eine gesellschaftliche philosophische Meditation aus dem Stegreife, über eine Bagatelle, die dazu gar nicht qualificirt scheint. Gewinnt der Redner den Beyfall der Gesellschaft, so hat er die Ehre, mit einer Dame, die er selbst wählt, einen Dialog über die Philosophie der Liebe zu halten; mißlingt sein Erfolg, so wird eine Kommission der Damen ausgehoben, welche ihn näher zu prüfen, nach ihrer Laune zu examiniren, und ein freymüthiges Urtheil über ihn zu fällen hat. —

Ist Ihnen nicht des großen Swift geistreiche Meditation über ei-

nen Besenstiel bekannt? Vielleicht, habe ich sie bey mir; sie giebt ein schönes Muster für meine Idee ab. — — Ja, da ist sie.

„Diesen kahlen Stock, den ihr nun unrühmlich in jenem verlassenen Winkel liegen seht, den sahe ich ehemals in einem blühenden Zustande den Wald verschönern; er war voll Saft, voll Blätter, voll Zweige, da jetzt die geschäftige Kunst des Menschen umsonst der Natur nacheifert, indem sie jenes Bündel verdorrter Reiser an seinen saftlosen Stamm befestigt. Er ist höchstens nur noch umgekehrt, was er war; ein Baum, das unterste zu oben, die Zweige nach der Erde gekehrt, und die Wurzel in der Luft. Jede schmutzige Hand greift ihn an, um ihn zu einer knechtischen Arbeit zu führen, und durch eine Art von Eigensinn des Schicksals wird er bestimmt, andre Dinge rein zu machen, und selbst immer schmutzig zu seyn. Endlich, in

den Händen der Dienstmägde abgenutzt bis auf den Stumpf, wird er entweder auf die Gasse geworfen, oder man zieht noch diesen letzten Vortheil von ihm, daß man ihn zum Feueranmachen braucht."

„Wenn ich dieß betrachte, preßt sich ein Seufzer aus meiner Brust, und ich sage zu mir selbst: Wahrlich, der Mensch auf Erden ist ein Besenstiel! Die Natur sendet ihn gesund und kraftvoll in die Welt; er steht in einem blühenden Zustande, das Haupt bedeckt mit Haaren, diesen eigentlichen Zweigen unsrer mit Vernunft begabten Pflanze, bis das Beil der Unmäßigkeit seine grünenden Aeste ausgehauen hat, und er nun da steht, ein verdorrter Stamm; dann nimmt er seine Zuflucht zu der Kunst und — setzt eine Perücke auf, stolz auf einen unnatürlichen Busch Haare, ganz bedeckt mit einem Staube, den sein Haupt nicht hervorbrachte. Und nun, wenn hier unser Besenstiel auftreten,

und sich brüsten wollte mit seinem Birkenraube voll Unrath, sey dieser Unrath auch Kehrsel aus dem Zimmer der schönsten Dame, würden wir ihn nicht lächerlich finden, und seiner Eitelkeit spotten? Was sind wir doch für partheyische Richter über unsre eignen Vortrefflichkeiten und andrer Leute Fehler!"

„Aber ein Besenstiel, antwortet ihr vielleicht, ist ja das Ebenbild eines Baumes, welcher auf dem Kopfe steht. Gut! ist der Mensch denn etwas anders als ein Burzelbaumgemächte? Seine thierischen Kräfte regieren die vernünftigen, seine Fersen ruhen, und den Kopf schleppt er auf der Erde. Und dennoch, mit allen seinen Gebrechen wirft er sich als einen allgemeinen Verbesserer und Wiederhersteller auf; er will alle Mißbräuche abschaffen, alle Beschwerden auf die Seite räumen, sucht, sammelt und scharrt Unrath zusammen aus allen Winkeln der Natur, zieht verborgene Schänd-

lichkeiten an das Licht, erregt einen ungeheuren Staub, wo dergleichen vorhin nie gesehen wurde, und steckt tief in allen denen Verderbnissen, die er wegzufegen sich das Ansehen giebt. Seine letzten Tage bringt er in der Knechtschaft von Weibern, und gewöhnlich der schlechtesten, zu, bis er, abgenutzt bis auf den Stumpf, wie sein Bruder Besen, entweder auf die Gasse geworfen, oder zum Anzünden eines Feuers, woran andre sich wärmen, gebraucht wird.“ —

Sehen Sie, um welchen unbedeutenden Gegenstand dreht sich hier alles! Und welcher Reichthum von witzig gesagten Wahrheiten! Wiegt nicht ein so überraschendes Gedankenspiel die schönste L'Hombrepartie auf?

Wenn nur der Herr Magister aus uns allen Swifts machen könnten, sagte der Oberforstmeister K***, ich wäre der Erste, welcher aufträte. — Aber am

besten, der Erfinder selbst macht die Probe." — Er reichte ihm zum Thema seinen Pfeifenstopfer hin. —

Ich verbitte, sagte dieser; die Vorlesung des Erfinders dürfte heute zu verdächtig scheinen, um zu amüsiren. Wenden Sie sich lieber an den Erbfeind meiner Philosophie, Ihren jungen Nachbar. Unerschöpflich in seinen Wendungen gegen meine heiligsten Sätze, wird er gewiß auch jetzt den Handschuh nicht liegen lassen.

Der Oberforstmeister offerirte dem jungen Assessor St*** eine Prise Tabak. Dieser, offen und gefaßt, wie er ist, nahm sie mit Verbindlichkeit. — —

Eine Prise, eine Kleinigkeit, sagte er lächelnd und mit Kopfschütteln. So gewiß ist es, daß es Menschen giebt, die das Große nur klein sehen, während das Kleine ihnen groß erscheint. Prisengeben ist der Triumph

der modernen Welt, und ich möchte um alles nicht in einem dosenleeren Staate leben; eine Welt ohne Prisen ist eine Welt ohne Tugend.

Ich bemerke, Herren und Damen, daß Sie über die kühne Verbindung erstaunen, in welche ich die vorgebliche Kleinigkeit setze, über welche zu sprechen ich hohen Orts befehligt bin. Allein Sie werden gewiß zurückkommen, wenn Sie mir, wie ich nicht zweifle, auf kurze Zeit in die Tiefen der Philosophie folgen. Die Damen können sich ohne Furcht in diese Regionen herablassen, da sie hier wie überall zahlreiche Assembleen von Menschen mit allen möglichen Menschlichkeiten finden, und es ihnen an Unterhaltung gar nicht fehlen kann.

Fürchten Sie nicht, daß ich Sie in die luftleeren Räume der Metaphysik führe; ich liebe das Athemholen, und gönne es jedem Wurme, geschweige

denn meinen Brüdern. Ich frage nicht, wie viel Billionen kleiner Leibnitzischer Seelchen in jedem Korne dieser Prise stekken, wie man etwa in barbarischen Zeiten fragte, wie viel ihrer auf der Spitze einer Nadel tanzen könnten. Dieß überlasse ich den berühmten Akademien Deutschlands, welche noch im Besitz geheimer Wissenschaften sind. Ich betrachte die Prise und das Prisengeben nach seinem Einflusse auf die Menschheit, und verbreite so eine wahrhaft Sokratische Weisheit über einen Gegenstand, von dem sich dieser blinde Heide schwerlich einen Begriff machen würde, wenn er aus dem Schattenreiche zurück käme.

Ich wende mich zuvörderst, wie es jeder wahre Philosoph thut, an Ihr Gefühl. Wenn Sie, besonders in einer größern Gesellschaft, das angenehme Wechselspiel der Prisengabe sehen, ergreift da nicht Ihr Herz eine eigne Empfindung? Alles scheint von Bru-

derliebe und Aufopferung beseelt; der phlegmatischeste Gesellschafter thaut auf, und nimmt an dem allgemeinen Wetteifer der Wohlthätigkeit Theil; wenn man noch so sehr Menschenfeind wäre, man müßte sich bey diesem edlen Schauspiele mit dem Menschengeschlecht versöhnen. In der ganzen thierischen Schöpfung finden sich solche Scenen nicht: zwar scheinen Hunde, Katzen, Hühner und Tauben sich unter einander durch Krabbeln, Kitzeln und Picken wohlzuthun, allein diese unvernünftigen Wesen haben gewiß keine andre als selbstsüchtige Absichten dabey. Sie liegen ja bey dem geringsten Anfalle von Hunger oder dem Reitze einer Lockspeise im Kriege, und nur der Geschlechtstrieb giebt ihnen zu gewissen Zeiten einiges Ansehen von Humanität.

Das Prisengeben rührt um so mehr, da die Charaktere des Gebenden und Nehmenden sich dabey so sprechend ausdrücken. Wer will alle die interes-

ſanten Nüancen von Seelengüte, Liberalität, Großmuth und Mitleid angeben, die ſich in Phyſiognomie, Stellung und Geſten ſolcher Perſonen entwickeln! eine Aufgabe für die erſten Meiſter der Seelenmahlerey. Ich erſtaune, daß dieſes große Süjet noch nicht bearbeitet iſt, und daß die Kunſt eine Lücke zuläßt, wo ſie ſo ruhmvoll erndten könnte. Welche Mannigfaltigkeit für das Genie! Welche unerſchöpfliche, charakterreiche Gruppen! Dort ermüden ſich zwey Profeſſoren in einem gelehrten Streite, und um einander Pauſen des Nachdenkens und der Erholung zu gönnen, wechſeln ſie Priſen; da jeder ſich Sieger dünkt, haben ſie gleichen Anſpruch auf Großmuth, die unter den gelehrten Feinden weit ſeltner iſt, als unter den militäriſchen. Geſtärkt fahren ſie nun fort; das Uebergewicht lenkt ſich auf eine Seite; der Bedrängte wird einſylbiger und einſylbiger; jetzt wird er ganz ſtumm, und ſiehe — eine Priſe aus der

Hand des Siegers mildert die Schmerzen seiner Niederlage. — Dort sammlen sich drey Freunde, und weben ein dem Anschein nach wichtiges Gespräch an; ein vierter drängt sich an sie, und hört ihnen mit einer Neugier zu, die sie befremdet; schon schwebt Unzufriedenheit über ihren Mienen; der Unbescheidne greift nach seiner goldnen Dose, und die zuvorkommende Bewirthung mit dem feinsten Nasenopfer, welches Spanien liefert, verschafft ihm Anfangs Duldung, dann offenbare Bewunderung und traulichen Zutritt. Dort umarmen sich zwey Freunde, die das Weltmeer getrennt hatte: kaum haben sich die Arme aus einander geschlungen, so klirren schon zwey Dosen zusammen, und feyern, in Abwesenheit der Kanonen, die Scene des Wiedersehens. Jener dort theilt seine Gabe mit einer gewissen brittischen Kälte mit, und verräth dadurch seinen männlichen selbständigen Sinn in der Freundschaft; ein anderer schmilzt, indem er

wohlthut, voll Zärtlichkeit; wieder ein andrer behandelt die Sache als Bagatelle, und bewährt dadurch, daß seinem edlen Herzen jede Aufopferung ein Spiel ist. Der eine rafft uns mit der Dose entgegen; eine philanthropische Wuth, welche Achtung verdient: der andre kommt mit sanfter Freundlichkeit gekrochen; das Bild eines Wohlthäters im Stillen: der dritte dehnt lächelnd und schwerfällig den ganzen Aktus auf zehn Minuten aus; eine liebenswürdige Vereinigung von Phlegma und Bruderliebe. Und wie wollte ich enden, wenn ich Sie an alle interessante Ausdrücke erinnerte, welche diese schöne Situation darbiethet! O, man geht begeistert vom Schauplatze, und ein süßer Nachhall von Humanität begleitet uns aus der Mitte solcher Gesellschafter in unsre Heimath. —

Die Alten kannten keine Erfindung dieser Art. Wie hätten auch rohe Men-

schen in so feine Gefühle eingehen können! Sie, die die Tugend überall mit Fäusten greifen wollten, konnten unmöglich an einer Gabe zwischen zwey Fingerspitzen Genüge haben. Es würde ihnen auch gestanden haben, wie dem Bären das Kleid eines Elegants. Hätte Brutus, ich will zum Beyspiel den Fall setzen, jemandem eine Prise angebothen: der Befreyer Roms würde sich tölpisch genug benommen haben; man würde gesagt haben: Befreye du Staaten, aber das Prisengeben überlaß Andern! — Die Neuern wurden von einem sehr richtigen und edlen Gefühle zu dieser schönen Sitte geleitet. Sie bemerkten, daß die Tugenden ihrer Zeit sich immer mehr und mehr zurückzogen, nicht etwa, als ob die Moralität gesunken wäre, (da sey Gott vor!) sondern weil die Bescheidenheit der modernen Welt einen Schleyer über Handlungen verbreitete, welche die Alten in plumper Unschuld der Publicität blos stellten. Um in-

dessen zu verhüten, daß man nicht etwa die Zeiten des Lichts und der Wärme verkennte, vereinigten sie sich über ein Aeußeres, welches der Abglanz aller Tugenden ist, und jedem Menschen das Innere des Andern verbürgt; sie erfanden mit einem Worte die Artigkeit, die man als den Triumph des gesellschaftlichen Menschen ansehen kann, und diese Erfindung ist mehr werth, als die ganze ungeschlachte Tugend der Alten. Die Artigkeit bedurfte gewisser Symbole, um die Tugenden genauer zu bezeichnen, welche sie verspricht, und Großmuth, Wohlthätigkeit und Bruderliebe sind unter ihnen die wichtigsten. Gewiß, es war kein gemeiner Kopf, der zuerst in der Prise Tabak das Symbol für diese Tugenden fand: sein Nahme ist, wie der Nahme so vieler großen Erfinder, aus der Weltgeschichte verschwunden; aber, wer er auch war, sein Andenken muß uns heilig seyn. Er vermißte in der Gesellschaft einen angenehmen

Ritus, welcher diejenigen Vollkommenheiten des Herzens immer vergegenwärtigte, welche die zusammen lebenden Menschen am meisten interessiren müssen, und deren Ausdruck sie überall, wo sie sich einander nähern, begleiten sollte. Er wollte, daß jedem Menschen in der Gesellschaft, auf welche Seite er sich auch wendete, eine Erscheinung zurufte: Sey edel und Menschenfreund! Und welche Handlung konnte er dazu besser wählen, als die Darbietung einer Prise? Der Erfolg krönte seine Idee; die ganze gesittete Welt vereinigte sich über das Prisengeben; die Sitte verbreitete sich von den höhern Ständen auf die niedrigsten; Beweis genug, daß sie ein Werk der Natur und Vernunft war. —

Ich ahnde hier einen Einwurf; nämlich man dürfte sagen, daß die meisten Menschen von diesem hohen Sinne des Symbols auch nicht die leiseste Ahndung haben. Wenn Ihnen,

Herren und Damen, dieser Skrupel entgegen gekommen wäre, so bedenken Sie doch, daß es ja das Schicksal aller Symbole ist, mit der Zeit, durch die Schwäche und Fühllosigkeit der Menschen, an Kraft zu verlieren; daß die heiligsten Sinnbilder der ehrwürdigsten Gesellschaften diesem Schicksale nicht haben entgehen können. Uns muß diese traurige Wahrheit aufmuntern, die Sache der Prise nicht sinken zu lassen; sie ist gewissermaaßen Sache der Wahrheit. Der hohe Sinn dieser Spende muß wieder von neuen belebt werden, und sollte meine gegenwärtige Meditation etwas zu diesem edlen Zwecke beytragen, so werde ich es für den kostbarsten Lohn eines unbedeutenden Versuchs, aus dem Stegreife zu sprechen, halten.

Es bleibt mir nichts übrig, als noch mit wenigem zu zeigen, wie sinnreich und erfinderisch der Urheber dieses Ritus bey der Wahl des Symbols ver-

fahren ist. Daß die Handlung einen Sinn betreffen mußte, war wohl zunächst das Allergewisseste, denn eine unmittelbare Wirkung auf Vernunft und Verstand hätte nimmermehr den erhabenen Zweck erreicht, den er sich vorsetzte. Es mußte eine sinnliche Erfindung seyn, wie in allen ähnlichen Fällen. Aber warum wählte er gerade die Nase, warum gerade den Sinn, der unter allen die niedrigste Stelle einnimmt? Konnte er nicht die Ohren wählen, und z. B. kleine Glöckchen erfinden, durch die in Gesellschaften einer dem andern seine menschenfreundliche Gesinnung entgegen klingelte? Warum verwarf er den Geschmack? Würden nicht Schächtelchen mit Bonbons oder irgend einer Art angenehmer Pillen dasselbe geleistet haben? Gewiß hatte der vergessene große Mann alle diese Möglichkeiten übersehen; er mußte also die wichtigsten Gründe haben, die Nase zu begünstigen. Und ich glaube, sie kommen einem

jeden entgegen, der mit philoſophiſchem Geiſte über den Gegenſtand nachdenkt. Unfehlbar mußte es der Sinn ſeyn, für den man in der Regel am wenigſten ſorgt; denn nur von ihm war vorauszuſetzen, daß ſeine öftere, und mit ſichtbarer Artigkeit wiederholte Fütterung Senſazion erregte. Und dieſer Sinn iſt gerade der Naſenſinn: wenn es uns gar nicht auffällt, wenn ein Menſch einem Klange lauſcht, oder etwas Wohlſchmeckendes zu ſich nimmt, ſo überraſcht es uns im Gegentheile, wenn er eine riechbare Subſtanz in die Kanäle des Geruchs ſchiebt. Beym erſten Anblick davon ſind wir ſchon geneigt zu glauben, er thue es nicht blos des Riechens wegen, und ahnden etwas Höheres. Ferner, der Naſenſinn hat kein dringendes Bedürfniß: er verſchließt ſich angenehmen Düften nicht; fehlen ſie aber, ſo wird kein Menſch deßhalb in üble Laune gerathen. Bey keinem andern Sinne findet dieſe Gleichgültigkeit Statt. Sollte

nun das gesellschaftliche Symbol gegenseitige uneigennützige Menschenliebe ausdrücken, so war nichts Passenderes zu erdenken, als ein Wechselspiel von Gaben für die Nase, wo kein vernünftiger Mensch daran denken wird, daß einer den andern bediene, um wieder von ihm bedient zu werden. Bey jedem andern Sinne wäre der Gedanke kaum zu vermeiden gewesen, daß sich der Umtausch von Wohlthaten für ihn nur auf Eigennutz gründe, welcher das Grab aller Moral ist. Die Nasen allein sind fähig, die Deutung des Sinnes des Symbols im reinen Geiste der Kantischen Philosophie zu vermitteln. Endlich will ich nur noch von mehrerem das anführen, daß es ein Sinn seyn mußte, welcher zwar in der Regel im stillen wirkt, doch aber zuweilen Paroxysmen hat, wo er mit Anstand etwas laut wird, und die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Diese Rücksicht mußte der Erfinder nehmen, damit von Zeit zu Zeit die des Ritus gewohn-

ten Gesellschafter aus ihrem Schlafe geweckt werden, und in jene edle Stimmung zurück gehen möchten, welche der Stifter beabsichtigt hatte. Die Nase bewirkt dieses durch die unvergleichliche Eigenschaft des Niesens, und der vortreffliche, obwohl an die Pest erinnernde Zuruf: Gott helf! trägt unendlich viel bey, die rührende Kraft der Prisenspende zu erneuern, oder wohl gar zu erhöhen. Mehrere Nationen haben die letztere Sitte abgeschafft; allein mit Recht läßt sich der solide, durchaus auf Wesen und Realität gehende Deutsche sie von den Neulingen nicht entreißen, und hält die Abschaffung davon für einen Frevel transrhenanischer Philosophie und für einen entfernten Eingriff in die unschätzbare Reichsverfassung. —

So wie die Nase der einzige Sinn war, durch welchen der Zweck, von dem die Rede ist, erzielt werden konnte, so war im ganzen unübersehbaren

Reiche der Natur kein Gegenstand so tauglich dazu, als eine Prise Tabak. Nämlich die Gabe für die Nase mußte höchst kleinlich seyn, damit man ihre Wichtigkeit desto sichrer von ihrer Bedeutung erwarten könnte; bey einem Geschenke von Werthe wäre der hohe Sinn verschwunden, die Aufmerksamkeit hätte sich auf seine Substanz geheftet, und der symbolische Charakter desselben wäre ganz übersehen worden. Die Gabe mußte aber, unerachtet ihrer Unbedeutenheit, nicht etwa auf der Straße aufgelesen werden können, sondern irgend einen Kaufpreis haben, und am besten war es, wenn man sie um eine große Stufenfolge von Preisen, vom niedrigsten bis zum höchsten, haben konnte; Bettler und Millionairs konnten dann äußerlich durch sie gleich artig erscheinen, und gleiche philanthropische Gesinnung zeigen, während doch auch der Millionair durch das Innre seiner Gabe das Uebergewicht seines Vermögens im Stillen ver-

rathen konnte. Wie vortrefflich leistet alles dieß die Prise Tabak, dieses vielbedeutende Nichts, welches der Prinz sich, so köstlich es nur die Natur hervor bringt, um ungeheure Summen erkauft, und für welches dem abgehungerten Musketier auch noch ein Heller übrig bleibt. — Die Gabe mußte ferner nicht etwa sehr lieblich für den Sinn seyn, sonst wurde der Zweck verfehlt; sie mußte einen weder angenehmen noch unangenehmen Reitz erregen. Duftete sie etwa, wie die Würze der Nelke, oder der Balsam der Lindenblüthe, so sahe man in den Gesellschaften nichts als raffinirte Schwelger, die an Ueppigkeit im Nasengenusse mit einander wetteiferten. Auch von dieser Seite legitimirt sich die vortreffliche Wahl der Prise; die köstlichste ist immer noch kein Gegenstand der Wollust, und kann höchstens einen besonders lebhaften Reitz der Gewohnheit erhalten. — Die Gabe mußte endlich in schöner Stellung und Bewegung der

Hand gespendet werden können; es mußte hierbey eine große Mannigfaltigkeit möglich seyn, die Handlung selbst aber nicht in das Lächerliche fallen. Dieß ist der wahre Triumph der Prisenspende; die Artigkeit kann sich durch nichts in so interessanten Attitüden und Gesten zeigen, als beym Anbiethen, Geben und Nehmen jener geistvollen Kleinigkeit. Für den gefühlvollen Kenner ist dieses Schauspiel dreymal interessanter, als das schönste Ballet, und so wie die Menuet den kunstreichen Tänzer ankündigt, so ist das Maniement beym gesellschaftlichen Prisenspiele der sicherste Prüfstein der Artigkeit und Humanität der Gesellschaften.

Ich beschließe, meine Herren und Damen, diese Meditation mit der Bemerkung, daß unser Geschmack in der Facon jener niedlichen Gefäßchen, die wir Dosen nennen, noch sehr ungeläutert ist. Diese kleinen Opferschag-

len für Menschheit und Bruderliebe, wodurch die moderne Kunst die heiligsten Vasen des Alterthums übertreffen kann, sollten schon durch ihre Form ihren hohen Zweck ankündigen, und wenn irgend Bilder sie verzierten, so sollten es nur die Sinnbilder der erhabenen Tugenden seyn, welche die immer offne Hospitalität des Besitzers ankündigt.

Der Assessor schwieg, und ein ungetheilter Beyfall war die unmittelbare Belohnung des ersten Versuchs einer spielenden Philosophirkunst. Als er aber nun auch das Recht des Siegers geltend machen wollte, und eine junge Dame forderte, um mit ihr über einige streitige Sätze der Philosophie der Liebe zu dialogiren, so fuhren die jungen Damen über den armen Magister her, verwarfen seine Gesetzgebung als völlig unausführbar, führten ihm zu Gemüthe, daß man in der Jugend vor Liebe zur Philosophie über die Liebe nicht kommen könne, und

verdammten ihn zu einem zehnjährigen Umgange mit alten Jungfern, welches in ihren Augen mehr als Galeerenstrafe war; da, sagten sie, könne er sich an Philosophie über die Liebe taub hören. — Der Magister tröstete sich mit dem Schicksale aller großen Männer, welche neue Bahnen brachen, und der Redner bestrafte die jungen Damen für ihre Widerspenstigkeit, indem er, ohne zu philosophiren, oder auf ihr Philosophiren gegen ihn zu achten, eine Runde von Küssen machte.

So heftig indessen die Invektiven der Damen gegen den Erfinder in Hinsicht der Philosophie über die Liebe gewesen waren, so ließ man dennoch der Erfindung im Ganzen Gerechtigkeit widerfahren, und die weitere Ausbildung und Organisation des Spiels wurde noch beym Auseinandergehen der Gesellschaft für eine der nächsten Sitzungen dekretirt, mit der einzigen

Einschränkung, daß jeder jungen Dame gegen jede eigenmächtige Verfügung des gefühllosen Magisters ein Veto zukommen sollte.

III.

Kommentar über einige Sprichwörter von Liebe und Ehe.

1) Der Mensch liebt nur einmal.
2) Alte Liebe rostet nicht.
3) Die Ehen werden im Himmel geschlossen.

Digitized by Google

I.

Der Mensch liebt nur einmal.

Jedes wahre Sprichwort ist ein großer treffender Blick der Seele über gewisse Verhältnisse des Lebens und der Sitten. Will man bemerken, in welchem Grade unser Geist ohne Studium und Philosophie einer feinen Beobachtung, Vergleichung und Folgerung fähig ist, und sich nach und nach ohne Plan und Absicht wahre Weltweisheit erwirbt, so zergliedere man nur die Sprichwörter der gebildeteren Nationen. Besonders gilt dieß von so vielen Sprichwörtern über die Neigungen und Leidenschaften des Menschen, und am allermeisten von denen, welche sich auf Geschlechtstrieb,

Liebe, Ehe und häusliches Leben beziehen. Mit Erstaunen findet man bisweilen in diesen Wahrheiten, deren Bemerkung man nur von den scharfsinnigsten Meistern der Seelenkunde erwarten sollte.

Der Mensch liebt nur einmal, sagt das Sprichwort. — „Sehr parodox, mögen Tausende denken: wie viele haben nicht zehnmal, zwanzigmal geliebt! Wer will bestimmen, wie oft man lieben soll, wer einer Leidenschaft Grenzen setzen, deren süßesten Reitz die Natur in ihre Freyheit gesetzt hat! — Ihr guten Tausende, wenn ihr das Sprichwort verstündet, würdet ihr euch schämen, Parodoxie darinn zu finden; daß ihr es aber nicht versteht, daran ist, erlaubt mir die Freymüthigkeit, der Zustand eures Herzens Schuld, welches das schönste Gefühl der Wahrheit nie in all seinem Feuer, seiner Reinheit und Reichthume genossen hat. —

Der Menſch liebt wirklich nur einmal, und es iſt unmöglich, daß er auch nur zweymal liebe.

Die meiſten Menſchen wiſſen nicht, was Liebe iſt; ſie denken ſich darunter das armſelige Strohfeuer einer gleich ſchnell empor und nieder lodernden Leidenſchaft, deren Aſche man allenfalls, ſo lange ſie noch warm iſt, in der Wirthſchaft des täglichen Lebens brauchen kann. Sie ſind glücklich in ihrem Unglücke durch dieſe Unwiſſenheit, und die Romanenſchreiber begehen einen Hochverrath an der Menſchheit, wenn ſie die Lunten zur Gluth jener mächtigen Leidenſchaft an tauſend Herzen legen, denen es beſſer iſt, in enger ſtiller Heimath das Leben zu verträumen. Oft, wenn mich die ſüße ſchwärmeriſche Liebe der jungen Celtinnen Oſſians im Innerſten der Seele rührte, bejammert' ich ſelbſt in einem Augenblicke der Täuſchung mein Zeitalter, daß dieſe Liebe ihm fremd iſt. Aber ich durfte nur aus meinem dichteriſchen Traume erwa-

chen, und zur düstern Gestalt der Welt, in der ich lebe, zurückkehren, um jenen Jammer zu ersticken, und die Genossen meiner Zeit glücklich zu preisen, daß sie eine Quelle nicht kennen, aus welcher für sie nur Elend und Quaalen flössen. Was hülf es den Sclaven von tausend Bedürfnissen und tausend Fesseln, wenn sie aus dem Kerker, der sie umschließt, den trostlosen Blick in eine paradiesische Flur hätten, der sie sich nie nähern dürften? Wenn nach Schweiß und Thränen des Tages den verschmachtenden Neger der Arm seines Weibes mit glühender Liebe umschlingt, o umgraust ihn da nicht die Nacht seines Lebens nur um so fürchterlicher, und zünden nicht alle Flammen seiner Seele in dem schwarzen Punkte: Selbstmord, zusammen? —

Nein es ist sehr gut, daß man über das Sprichwort: Der Mensch liebt nur einmal, für die meisten Menschen einen Kommentar schreiben muß. Sie haben nie geliebt, und können nicht

lieben. Plaudern so viele jenen Spruch nach, so kann man gewiß darauf rechnen, daß sie seinen wahren Sinn verfehlen. Man muß, um diesen Sinn zu treffen, die Liebe ganz und ungetheilt nehmen, wie sie als Leidenschaft in der Seele eines Menschen in der Blüthe des Lebens herrscht, muß sie denken mit jener Macht, die alle Kräfte unwiderstehlich an sich reißt, mit jenem Glauben an das geliebte Wesen, jener Zuversicht auf seine Gegenliebe, und allen Illusionen, welche sie mit sich führt. Wer sie so ganz in ihrem Geiste betrachtet, wird sehr bald selbst die Bemerkung machen müssen, daß die Liebe sich zwar verewigen, aber nicht wiederholen läßt.

Sollte mir Jemand hier mit dem besonders uns Deutschen nationalen Phlegma entgegen setzen können, ich dächte nicht die natürliche und wahre, sondern die romanhafte *), durch Dichterphanta-

*) Von Natur träge oder durch Entnervung erschlaffte Menschen nennen jede Leiden-

ſie exaltirte Liebe, ſo würde ich ihm, ungeſtört in meinem Ideengange, antworten: „Guter kaltblütiger Liebesforſcher, alle Liebe hat etwas Romanhaftes und Dichteriſches; wo dieß ganz fehlt, da mag Zuneigung, Achtung, Freundſchaft ſeyn, aber nicht Liebe. Wir reden nicht von der Aſche der Liebe, ſondern von ihrer Lohe; nicht von vierzigjährigen Halbgreiſen, die auf die Freite gehn, ſondern von Jünglingen und Mädchen in der vollen Jugendkraft ihres Lebens. Wenn Geiſt und Herz von dieſen nicht etwa durch Verwahrloſung, Verführung oder Knechtſchaft niedergedrückt iſt, ſo hat ihre Liebe, wenn ſie wirklich lieben, allezeit etwas Schwärmeriſches; dieß bewei-

ſchaft romanhaft, die über den höchſten Grad ihrer möglichen Wärme hinaus geht, und von einem Spiele der Phantaſie begleitet wird, von welchem ſie keine Vorſtellung haben, weil ſie deſſelben gar nicht fähig ſind. Für ſie iſt auch alle Freundſchaft romanhaft, ſo bald ſie in Aufopferung übergeht.

sen die Volkslieder auch der wildern Nationen, deren Verfasser wahrhaftig nicht auf künstlichen Schmuck ausgiengen, sondern Gestalt und Spiel des menschlichen Herzens nach der Natur aufnahmen. Behagt es ihnen nicht, daß eine solche Leidenschaft im Menschen seyn kann, so hadern sie mit dem Urheber der Welt, der sich nicht zu erniedrigen geglaubt hat, wenn er die Fortpflanzung der Menschen von einer, mit ihnen zu reden, romanhaften Triebfeder abhängig machte."

Derjenige Zeitraum des Lebens, in welchem bey beyden Geschlechtern die Liebe erwacht, ist wohl unstreitig der ausgezeichneteste unsers ganzen Daseyns. Eine geheimnißvolle Sehnsucht nach etwas, was wir selbst nicht angeben können, eröffnet ihn, und führt allmählich unter tausend süßen Unruhen und Ahndungen den Trieb nach dem andern Geschlechte herbey. Es ist, als hätte der jugendliche Mensch bisher seine Tage bewußtlos verträumt, und als bemerkte er jetzt erst, daß

er im Grunde nur ein Bruchstück ist, daß Liebe nur ihm seine Ergänzung aus der Mitte des andern Geschlechts zuführen, und ihn zu einem wahren vollständigen Wesen erheben kann. Es klingt dieß in der philosophischen Darstellung vielleicht künstlich und fremd; allein es ist der Inhalt seiner heißesten Gefühle selbst, in jener Situation. Nun wird er Dichter, und phantasirt sich die Geliebte, die ihm bestimmt ist; denn daß ihm gewiß eine bestimmt sey, glaubt er so fest, als innig die Zuversicht auf einen Plan der Welt in seine Seele verwebt ist. „Wäre es möglich, denkt er, daß dieser Trieb in deinem Innern aufglühte, daß ein unbesiegbarer Drang dich fortrisse, das Glück deines Lebens im Besitz eines Wesens des andern Geschlechts zu suchen, und daß dennoch nirgends ein solches Wesen geschaffen wäre, daß es nur vom Zufalle abhinge, ob du es findest? Nein, dieß widerlegt die ganze Ordnung der Welt; jeder gerechte Wunsch unserer Brust findet Erhörung; der heiligste Trieb

konnte nicht zum Spiele des Ohngefähr bestimmt werden.“ Der Glaube an glückliche Liebe liegt in der Seele jedes unverdorbenen Menschen, und erhebt sich, so bald die Gefühle der Liebe selbst einen höhern Grad von Licht und Stärke erhalten haben, in seiner ganzen Macht. Selbst der Krüppel verzweifelt nicht an sich, und sieht nach einer wohlthätigen Illusion, wodurch die mitleidige Natur einige Augenblicke seines Daseyns versüßt, seine Leidenschaft in den Armen eines Wesens belohnt, dessen Herz nur für ihn schlagen sollte. Die Liebe hängt hier ganz unverkennbar mit der Religion zusammen; es liegt in ihr eine von ihr unabtrennbare Hinsicht auf eine weise Regierung der Welt, auf eine Harmonie ihrer Anordnung mit unsern wesentlichen Naturtrieben, eine Zuversicht auf die Zukunft, als sey sie nach Gesetzen der Güte vorher bestimmt, und als sey eine Grausamkeit gegen die fühlenden Wesen unmöglich. Die Dichter haben diese von den meisten Psychologen übersehene Seite

der Liebe wohl zu treffen gewußt, und darinn gewiß nicht geschwärmt.

Voll vom feurigsten Triebe und voll vom Glauben an glückliche Liebe trifft jetzt der Jüngling auf ein Wesen, das dem Ideale zu entsprechen scheint, welches Herz und Phantasie entworfen hatten. Ein unwiderstehlicher Zug führt ihn immer näher und näher zu ihr; mit jeder Annäherung steigt sein Interesse, bis er sich endlich unauflöslich, für immer gefesselt fühlt. „Dieß ist sie, sagt er zu sich selbst, die im unendlichen Raum der Schöpfung auf dich berechnet ist; bey ihr ist Seligkeit für dich oder nirgends;" und nun sind alle seine Hoffnungen auf sie gerichtet; er kann es sich nicht denken ohne sie zu leben und ohne sie glücklich zu seyn; das ganze übrige Geschlecht ist ihm gleichgültig. Nenne man dieß nicht Ueberspannung; es ist der natürliche Geist der Liebe. Wer in dem Zeitpunkte, wo er zu lieben glaubt, sich die Möglichkeit vorstellen kann, daß ein andres Wesen seine jetzige Leiden-

schaft schwächen oder wohl gar vernichten könnte, der liebt nicht.

Die Liebe bewirkt im Innern des Liebenden eine gänzliche Revolution; er wird gewissermaaßen ein andrer Mensch; der Gedanke der Geliebten ist allgegenwärtig in ihm; alle seine Thätigkeiten, Regungen und Gefühle sammeln sich um ihn, wie um ihren Mittelpunkt; die ganze Seele ist von einem Lichte beleuchtet, von einem Feuer erwärmt; er kennt kein Glück ohne sie, und mit ihr kein Elend.

Wenn er denn nun wieder geliebt wird, und keine seiner Hoffnungen getäuscht findet, ist es wohl möglich, daß seine Liebe durch eine neue gleiche Liebe verdrängt werde? Die Wollust wird ihn vielleicht, wenn er schwach ist, auf Augenblicke verführen können, aber seine erste edle Leidenschaft kann er nicht von dem Wesen, dem er sie einmal gewidmet hat, auf ein andres übertragen. Wenn

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

er Seelenstärke und Herrschaft über seine Leidenschaften besitzt, so wird er die Gegenliebe der Seinen durch innige Treue und Unwandelbarkeit seiner Gesinnungen vergelten.

Eben so wenig ist eine zweyte Liebe möglich, wenn er nicht wieder geliebt wird, oder, wenn die Geliebte aus konventionellen Ursachen nicht die Seine wird, oder wenn sie der Tod ihm frühzeitig raubt.

Unglückliche Liebe ist unter allen Foltern der Menschheit die grausamste. Der hoffnungslose Liebende ist in der Mitte des Lebens und Gefühls vernichtet. Hatte die Leidenschaft eine gänzliche Umwandlung seiner Seele bewirkt, so wird diese nun gewaltsam wieder zerstört; die Seele findet ihren vormaligen ruhigen Zustand nicht wieder; an die Stelle der schönen Harmonie, welche die hoffende Liebe schuf, tritt nun allgemeine Zerrüttung, und Finsterniß verdrängt die sanfte Beleuch-

tung, welche das Bild der Geliebten über die ganze innere Welt verbreitete. Sein Herz ist zerrissen, im vollen Sinne des Worts; denn so bald der Geist der Liebe gewichen ist, trennt sich auch der Bund aller Kräfte, den er gestiftet hatte; jede Triebfeder sinkt in eine kraftlose Erschlaffung; und jedes Interesse, welches sonst seine Seele empor hob, erstarrt zu einer frostigen Gleichgültigkeit.

Der ganze Zustand der Liebe kommt ihm vor wie ein Traum, durch den er unschuldiger Weise unmenschlich getäuscht wird; jener Glaube an glückliche Liebe, der sich ihm unwiderstehlich aufdrang, die Ueberzeugung, in der Geliebten dasjenige Wesen zu finden, welches zur innigsten Vereinigung mit ihm einzig bestimmt sey, die Zuversicht auf die Harmonie ihres Herzens mit dem seinigen, und tausend Aussichten, welche die Hoffnung ihm mit so lachenden Farben mahlte, alles erscheint ihm als Betrug, und er fühlt diesen Betrug um so pein-

gender, da er einen ganzen Zeitraum hindurch gleichsam sein Daseyn ausmachte, er nur in ihm und für ihn lebte, litt und wirkte.

Der Zustand der feurigen Liebe hat für den Liebenden eine gewisse Heiligkeit, er steht auch wirklich mit allem dem in Verbindung, was für den Menschen das Heiligste ist. Um so fürchterlicher ist eine unglückliche Liebe. Sie führt leicht zu einer allgemeinen Verzweiflung an allem, worauf ein Mensch sich stützen kann, und verliert sich in einen fühllosen Kaltsinn, der das Herz allmählich austrocknet.

Wer einmal unglücklich geliebt hat, liebt nicht wieder; d. h. der schwärmerische Zustand der ersten Liebe ist nur einmal möglich: hat dieser sich in Täuschung aufgelöst, so kann er, so lange Erinnerung in ihm ist, nicht wieder kommen. Der Mensch ist zwar in seinen Leidenschaften nicht immer konsequent; er weiß sehr oft, daß sie ihn nur verblen-

den, und ihm unsichre oder ganz nichtige Güter vorspiegeln; und dennoch giebt er sich ihnen hin, um in einem vorübergehenden Selbstbetruge sein Glück zu finden. Allein bey der Liebe setzt er zu viel auf das Spiel, und so wie er einmal durch ihre Illusionen in die tiefsten Seelenleiden versetzt worden ist, so tritt nun in die wüste Stelle der vormaligen Leidenschaft das Andenken an die Quaalen verfehlter Hoffnung; er müßte sich selbst widersprechen und vor ihm selbst erröthen, wenn er zum zweytenmale jenem Glauben an glückliche Liebe, jener vorgefaßten Zuversicht auf ein weibliches Herz und allen damit zusammenhängenden Aussichten, Hoffnungen und Gefühlen die Ruhe seines Lebens Preis gäbe. Er kann dieß auch nach der Natur der Seele nicht; denn jede Empfindung dieser Art würde durch die Erinnerung Lüge gestraft. Kurz, die zweyte Leidenschaft ist von lauter Zweifeln durchkreuzt; die Furcht und das Mißtrauen halten wenigstens der Hoffnung das Gleichgewicht; er kann sich

nicht so ungetheilt hingeben, und eine so ungetheilte Hingebung erwarten, wie es im ersten Rausche des glühenden Triebes geschahe, der seinen Gegenstand zu finden glaubte. Die zweyte Liebe wird Sache der Klugheit, und ist eben deßwegen gar keine Liebe.

Die erste Liebe geht von reitzenden Geheimnissen aus, und ist reich an dunkeln Gefühlen, welche im Bewußtseyn ein angenehmes Gemisch von Schwermuth und Wollust erregen; es liegt in ihr viel Ueberraschendes, Neues, noch nie Empfundenes. Alles dieß fällt bey der zweyten Liebe weg, und auch dadurch verwirkt sie ihren Anspruch auf den Nahmen dieser Leidenschaft. Bey ihr ist alles aufgeklärt, alles in deutliche Vorstellungen aufgelöst; jede Empfindung ist schon erfahren, vielleicht vormals schon erschöpft; überall trifft man alte Bekannte von trauriger Erinnerung.

Kann ein Mann, den die erste vollglückliche Liebe mit seinem Weibe verband, zum zweytenmale heirathen, wenn sie

ihm in der Mitte des Lebens entriſſen ward? — Es geſchieht nur zu oft, aber ich habe es jederzeit für ein Werk der Nothdurft gehalten, und meiſtens das arme Opfer bedauert, das blos für das Bedürfniß eines Weſens hingegeben wird, deſſen Herz, an der Seite eines lebenden und vielleicht feurig liebenden Geſchöpfs, doch nur für den unvergeßlichen Schatten der Unterwelt ſchlägt. Es iſt Ziererey, wenn manche Wittwer ſich ſtellen, als glauben ſie ſich durch den Ehevertrag mit der erſten Gattinn gebunden, und forthin zu ewiger Ledigkeit verpflichtet. Möchten Sie lieber ſagen: ich kann einer zweyten Gattinn das Herz und die Gefühle nicht geben, welche die erſte für immer an ſich riß, und ich will ſie um ihr Herz und ihre Gefühle nicht betrügen. Dieß wäre redlich: das erſte iſt ſpitzfindig, und verräth eine Flatterſeele, die vielleicht das Ende der Trauer nicht erwarten kann, um ſich für eine zweyte Ewigkeit zu verbinden.

Jedes Frauenzimmer, welches ein Mann zur zweyten Ehe sucht, muß sich genau erkundigen, ob und in welchem Grade er in der ersten glücklich war. War er es nach menschlicher Weise vollkommen, so wird sie in der Regel am besten fahren, wenn sie sich zurückzieht; denn sie kann mit allen Reitzen, aller Herzensgüte und Liebe nur sein halbes Herz gewinnen. Dieß beweisen tausend Beyspiele für den, der es nicht aus der Natur der Liebe folgern kann. Wie unglücklich ist aber eine Person, die es fühlt, daß ihr Mann ihr nicht ganz angehört, und daß sie verstoßen wäre, so bald er mit der magischen Kraft Orpheus die Todten ins Leben zurückrufen könnte!

Am unmöglichsten, wenn die Unmöglichkeit Grade hat, ist eine zweyte Liebe für den, der zum erstenmale feurig liebte, und, bey den besten Gesinnungen der Geliebten gegen ihn, nur in ihren Gefühlen Widerstand gegen eine Verbindung fand. Dieß muß ihm so überraschend

und unbegreiflich seyn, daß ihm alle Liebe wie eine Art von Verrückung vorkommt, wie ein Hazardspiel, dessen Würfe nicht von verständigen Planen, sondern vom Zufalle abhängen. Unter allen unglücklichen Lieben ist jene die unglücklichste. Bist du gleichgültig und bleibst es, so erkaltet dein Herz allmählich; bist du verachtet, so geht deine Liebe in Haß über; erregst du aber Interesse, vielleicht in hohem Grade, und fehlt nichts weiter, als der unnennbare Reitz, welcher Seelen durch das Gefühl verbindet, darfst dich nähern, und wirst gern gesehn, aber nur bis auf einen gewissen für immer gesetzten Scheidepunkt; dann bist du in einer trostlosen Lage, so nahe dem höchsten Glücke, und doch davon getrennt durch einen unübersteiglichen Abgrund. Ich glaube, daß es eher möglich ist, nach dem frühen Tode seiner Geliebten in eine der Liebe ähnliche Stimmung für eine Andre überzugehen, als nach einem fehlgeschlagenen Versuche auf eine Person, deren Achtung und Zutrauens auf unsern Charakter wir

ſicher ſeyn konnten, und der nur jenes Geſchlechtsgefühl für uns fehlt, über welches ſich gar nicht weiter grübeln läßt, weil man nicht weiß, von wannen es kommt, und wohin es geht. — —

Nicht jeder Menſch iſt der Liebe in dem Grade fähig, wie ich ihn in allem bisherigen angenommen habe, oder, richtiger zu ſagen, nicht jeder Menſch vermag zu lieben. Viele, vielleicht die Meiſten, nähern ſich nur der Liebe an. Allein auch bey dieſen hat die erſte Leidenſchaft einen Charakter, der nur einmal Statt findet. Geſetzt auch, es fehlt derſelben jene Innigkeit, Stärke und Zuverſicht, die ich der wahren vollen Liebe zueigne, ſo hat ſie doch für das Individuum alles das Friſche, Neue und nie Empfundne, all den Reichthum und all die Fülle, welche einen ſo großen Theil der Reitze von jener ausmacht. Der Phlegmatiker liebt nie; aber er kann doch ein gewiſſes Analogon, einen gewiſſen Schatten der Liebe in ſeinem Herzen nähren, und gewiß

hat er während seines ganzen Daseyns nie so viel innere Schnellkraft und Regsamkeit, nie so viel dichterische Momente, als wenn er zum erstenmale verliebt ist. Das zweytemal läßt er es schon sehr an sich kommen, sich von seinem Sessel zu erheben; der ruhige Genuß seiner Schwer- und Träg-Kraft ist ihm erwünschter, als die schnellern Pulse der Liebe. Auch er liebt nur einmal.

II.

Alte Liebe roſtet nicht.

Wenn mein Kommentar über das vorhergehende Sprichwort Wahrheit enthält, ſo muß er zugleich die Erklärung des gegenwärtigen ſeyn. Es iſt eines der verbreiteteſten unter dem Volke, und gewiß auch eines der treffendeſten.

Ich kenne, wie ich ſchon geſagt habe, nur eine volle leidenſchaftliche Liebe, dieſe iſt die erſte. Alte Liebe darf ich alſo nach meinen Grundſätzen für gleichgeltend mit erſte Liebe nehmen.

Wenn ein junger Mann durch Verhältniſſe verhindert wird, das Mädchen

seines Herzens besitzen zu können, und er es durch alle Mittel der Selbstüberwindung so weit bringt, daß er es vergessen zu haben scheint, — man traue ihm nicht, er traue sich selbst nicht! Es giebt Krankheiten, welche verschwunden zu seyn scheinen, und die dennoch vielleicht nach einer ziemlichen Reihe von Jahren mit verdoppelter Kraft zurückkehren. Ganz so die Liebe, wenn sie durch konventionelle zufällige Umstände niedergedrückt wird: sie kann zwar unsichtbar in der Seele werden, aber niemand wird sie verbannen; die schwerfällige Philosophie möge sie verfolgen, wie sie wolle, sie findet immer irgend wo eine Freystatt, wo sie, ungesehen und geheim, wie eine Göttinn, fortwirkt. Dankbar für ihre vormalige sanfte Beherrschung, scheint ihr die innere Welt des geistigen Menschen überall einen Zufluchtsort anzubiethen, und nur auf den günstigen Augenblick zu warten, wo sie das Scepter wieder führen kann.

Es ist ein großes Wagestück, wenn der Mann, in dessen Busen eine solche

Leidenschaft schläft, sich zu viel zutraut, und einem Wesen des andern Geschlechtes ein freyes Herz ankündigt, welches er doch im Grunde nicht hat. Und ein eben so grosses Wagestück ist es, wenn ein Mädchen ihm sein wirklich freyes Herz hingiebt. Ehe er es selbst denkt, tritt der Geist der ersten Liebe verjüngt aus seiner Asche hervor, und stellt sich überall der Gestalt gegen über, die ihn ehemals gefesselt hatte, und über diese Gestalt fällt von dem Augenblicke an ein Schatten, der alle ihre Vorzüge verdunkelt. Die zweyte kann ihm das nicht seyn, was ihm die erste war, denn sie kann keine Wiedergeburt zaubern, oder ihn in einem Lethe alle Erinnerungen der frühern Leidenschaft vergessen lassen. Sie verliert allemal bey der Vergleichung, und tauscht, auch für die innigste Hingebung, nur Kaltsinn, wenn nicht gar einen Grad von Verachtung ein. Und wenn sie denn nun die Ringe und Fesseln der ehelichen Treue tragen, und den Bräutigam der Donnerschlag der Botschaft trifft, daß

ein grausamer Vater oder Onkel gestorben ist, der das einzige Hinderniß der ersten Liebe war, mit welchen Blicken mag er dann die betrogne Braut ansehen, und mit welchem Herzen vor den Altar gehen! Die alten Flammen erwachen mit einer siegenden Macht; Glück ist für ihn in der neuen Verbindung nicht möglich; ehrenwerth und brav handelt er, wenn er gesteht, und einen Bund trennt, der zwey Wesen zum Elend verdammte.

III.

Die Ehen werden im Himmel geschlossen.

Rabner hat seine Laune über dieses gottselige Sprichwort spielen lassen; ein Muthwille, der einem Hagestolz wohl zu verzeihen ist, dem weder im Himmel noch in der Hölle eine Ehe zugedacht war. Dem Denker hat er indessen noch eine kleine Aehrenlese aufgespart, die nicht zu verachten ist; denn der Gegenstand hat sehr ernste Seiten, über die das Wetterleuchten des Witzes nur flüchtig hinstreift, und er verdient um so mehr eine genaue Beherzigung, da er uns das seltne und auch wirklich possierliche Schauspiel giebt, daß Philosophen und alte Mütterchen in einem Glaubensartikel zusammenstimmen.

Was ist wunderlicher, als die Geschichte der meisten Ehen? Wenn man nach dem Vorbilde jener frommen Gemeinde, welche auch für das Ehebette die einzige Stütze der reinen Lehre ist, eine Weiber- und Männer-Lotterie anstellte, und die Personen an einander verlooste, so könnten keine seltsamern Zufälle herauskommen. Kein Abentheuer und kein närrischer Streich ist zu denken, durch den nicht irgend einmal eine Ehe gestiftet worden wäre. Und nur sehr wenige Menschen können sagen, daß sie planmäßig geheirathet hätten. Ja man kann als gewiß annehmen, daß für einen Eheplan, welcher zum Zwecke führt, hunderte scheitern; während das Ungefähr Wunderdinge hervorbringt, und Menschen zusammenführt, die sich nie eine Verbindung mit einander im Traume einfallen ließen.

Sollten die meisten Menschen die Gründe angeben, warum sich ihre Neigung und Ehestandslust nur gerade auf

die und die Person fixirt, so würde man viel stumme Antworten bekommen. Mehrentheils wissen sie es gar nicht; Männer so wenig als Frauen. Bey manchen Personen geschieht es so ganz blindlings, daß vielleicht nur ein gelehrter Chemiker aus der Verwandtschaft der Grundbestandtheile ihrer Körper Aufschluß darüber geben dürfte. In tausend Fällen berufen sie sich auf einen ihnen selbst unbegreiflichen Reitz, der sie für immer an das andre Wesen feßle, auf ein geheimnißvolles Gefühl, ein Je ne sçais quoi, vor dem alles Nachdenken und alle Weisheit zu Schanden werde.

Es befremdet mich gar nicht, daß es vormals tiefgründliche Naturkundige gab, welche die Atomen zu Hülfe riefen, um solche wunderbare Attachements zu erklären. Nach ihren Entdeckungen strömen die Körper von Männern und Frauen ununterbrochen die feinsten und dem Gesichte sich verlierenden Körperchen aus; diese dringen in andre Körper ein, und je

nach dem ſie durch Verwandtſchaft freund-ſchaftlich oder durch Entgegenſetzung feindſelig gegen die Ur-Theilchen der an-dern Körper geſtimmt ſind; ſo erregen ſie ſympathiſche oder antipathiſche Gefühle, ziehen an, oder ſtoßen zurück, binden, oder ſcheiden. Haben ſich die Corpuskeln zweyer Perſonen verſchiedenen Geſchlechts einmal erkannt, und ſich als nahe Ver-wandte traulicher vermiſcht, ſo wird nun natürlich das wechſelſeitige Eindringen immer ſtärker und ſtärker; endlich ver-ſchmelzen ſie ſo zuſammen, daß an keine Trennung zu denken iſt, und auch die Herzen ſich für immer vermählen.

Die Damen ſind es vorzüglich, welche die Philoſophie zu ſolchen verzweifelten Hypotheſen verführen können; ſo uner-gründlich ſind oft bey der Wahl ihrer Gatten ihre Launen und Gefühle, denen ſie folgen. Ich meyne nicht etwa jene wohl überlegten Grillen, nach welchen die reitzende Claudia den kleinen häßlichen Stirax, die verſchlagne Dreſtilla den ein-

fältigen Urian, und die feurige Drusilla den phlegmatischen Columbus gewählt hat. Storax leistet gewiß das Seine eben so gut, als alle vergoldete Einhörner und Hirsche, welche dem schmachtenden Reisenden einen Gasthof ankündigen, und ist dabey eben so gefällig, als diese guten Bestien, vor der Thüre zu verweilen, während die Fremdlinge sich bey der Wirthinn des ehelichen Gasthofs restauriren. Urian hat das ganze Departement des Denkens und seine ganze Vernunft in den Schooß seiner clairvoyanten Gattinn niedergelegt, und Columbus findet sich nach einer vierstündigen Mittagsruhe allezeit mit freundlichem Schmunzeln wieder in der besten Welt ein, von der sich während seiner Erquickung die theure Hälfte auf eine andre Weise überzeugt hat. Diese Grillen lassen sich sehr natürlich und ohne Atomen erklären. Allein unzählig viele Verbindungen sind unauflösliche Räthsel, Verbindungen, wo, allen Erscheinungen zu Folge, die Dame, wo nicht aus Leidenschaft, doch aus entschie-

dener Neigung wählte, ohne daß man doch an ihrem Gatten selbst bey der partheylosesten, feinsten Erforschung auch nur irgend einen anziehenden liebenswürdigen Zug entdeckte. Oft wird der wohlgebildeteste, interessanteste Mann mit Kaltsinn aufgenommen, und ein Aethiopier an Leib und Seele trägt den Sieg davon.

Und wem ist nicht das grausame Talent der Damen für die äußerste Vorstellung bekannt? Es wird ihnen angebohren; so wie sie die weiblichen Puppen wegwerfen, und sich mit männlichen Puppen amüsiren, eröffnet sich der Vorhang, und ihre große Komödie beginnt. Wie manches brave edle Herz ist das Opfer ihres Spiels geworden! Künstlich genug wissen sie die Höcker ihres Körpers zu verbergen, noch weit künstlicher die Höcker ihrer Seele. Das Gebrechen des Körpers entdeckt die Brautnacht; aber oft reicht ein ganzen Leben nicht zu, um die Schnürbrust des Geistes zu lüften, und

die falsche Gorge und jedes betrügerische Ausfüllküssen des Herzens an das Licht der Sonne zu ziehen. Muß nicht jedem Manne der Muth sinken, wenn er dieß bedenkt? Ja fürwahr, er kann seinen Verstand besser brauchen, als wenn er ihn an das halsbrechende Problem wagt, ein Weib zu durchdringen, und nach Charakterkenntniß zu heirathen denkt. Kann er einmal nicht anders, so befehle er seine Seele Gott, mache das Testament über all sein zeitliches Glück, und stürze sich unter sie; vielleicht ist er unter einem guten Gestirne gebohren, und erhält wenigstens eine erträgliche Gefangenschaft.

Seltsam ist es, daß die zufälligsten Heirathen meistens glücklicher ausschlagen, als diejenigen, welche nach allen Rücksichten der Pflicht und Klugheit mühsam und langwierig kombinirt worden sind; beynahe so, wie das Inpromtu eines feinen Kopfes besser geräth, als das studierteste Epigramm. Man betrachte die Ehen, welche unter befreun-

deten Familien mit Maaß und Zirkel abgemessen werden, überhaupt alle jene, wo Kinder so willfährig sind, unter dem Einflusse der Beredtsamkeit ihrer Eltern das Jawort von sich zu geben. Wahrlich, die meisten davon werden durch die geniemäßigen Heirathen beschämt, wo wenige Lichtblicke zwey Seelen, die das Ungefähr einander näher bringt, für immer einigen.

Wer alle Spiele des Zufalls und die zahllosen Unbegreiflichkeiten bey den Ehen der Menschen bedenkt, der muß hier den Finger Gottes ahnden, und in den Glauben einstimmen, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, daß menschliche Klugheit über dieses wunderliche Hasard nichts vermag, und die Vorsicht allein entscheidet. Und führt uns nicht alle Philosophie über Zweckmäßigkeit und Plan der Welt auf diese Resultate? Ist es Anordnung der höchsten Weisheit, daß es Weib und Mann, Geschlechtstrieb, Liebe und Drang zur Ehe

giebt, ſo wird ja doch dieſelbe Weisheit die Einzelnen bedacht, und jedem ſein beſcheiden Theil vorherbeſtimmt haben. Es gilt keine Kleinigkeit, ſondern die Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts; ſo konnte der Verein von Mann und Weib nicht dem Zufalle und den Launen Preis gegeben werden. Ja gewiß, hier mußte eine Prädeſtination ſeyn; einige ſind berufen zum Glück, andre zum Elende. Beydes ſtammt vom Himmel. Dieſer Glaube verdoppelt die Seligkeit eines zufriedenen Ehepaars, und iſt Balſam für die Wunden des armen Sklaven, der an das Ehebette eines unerträglichen Weibes geſchmiedet iſt.

Troſtloſer Cyprian! dein Weib wacht, wenn du ſchläfſt, und ſchläft, wenn du wachſt, dürſtet, wenn du ſatt biſt, und iſt ſatt, wenn du dürſteſt, friert, wenn du glühſt, und ſprüht Flammen, wenn du frierſt; ſie tanzt, wenn du vor Müde ohnmächtig wirſt, und wird ohnmächtig, wenn du tanzen willſt, ſtirbt

langsam, während du lebst, und wird dreyfach leben, wenn du gestorben bist. — Fasse Muth! Auch deine Ehe ist im Himmel geschlossen; denn wie hätte dich dein Verstand oder dein Herz an dieses Weib verrathen können? Bestehe deine Prüfungszeit, dulde für das Weltbeste, und verzweifle nicht an einer seligen Katastrophe deiner Knechtschaft. Der Himmel kann nicht grausam seyn. Es ist mit den Furien von Weibern auf der Erde, wie mit den verwünschten Prinzessinnen in gräßlicher Bärengestalt: beyde sind nur dem Aeußern nach, nur für einen Augenblick abscheulich; der Stab der Fee schwingt sich, und die Bärinn ist in eine Göttinn verwandelt; du stirbst unter der Geisel deiner Tyranninn, einst folgt sie dir und erscheint dir als Engel. Alles löst sich dann auf, was dir räthselhaft war; es wird dir begreiflich, warum sie dich durch Launen, Kaltsinn, Eifersucht, und alle Dornenkronen des Ehestandes quälen mußte,

warum du nur die Teufelsmaske, aber nicht den Engel sehen durftest. Noch einmal: Deine Ehe ist im Himmel geschlossen, Cyprian! tröste dich hier im Glauben; dort wirst du schauen.

IV.

Ueber den Unterschied zwischen Achtung und gutem Rufe.

Aus dem Französischen der Fr. v. Lambert.

Nebst Gracians Maximen über Ruhm und guten Ruf, nach der französischen Uebersetzung des Amelot de la Houssaie übersetzt und erläutert.

Vorbericht.

Dieſer Aufſatz befindet ſich unter mehreren kleinen Schriften, welche den Werken der Frau von Lambert in der Ausgabe von Paris 1785 angehängt ſind. Sey er nun von

ihrer Hand, oder nicht, er scheint mir interessant genug, um ihn durch eine deutsche Uebersetzung auch in unserm Vaterlande bekannt zu machen.

Die Achtung *) ist eine Folge des Eindruckes, welchen unsre persönlichen Vorzüge auf Andre machen. Sind sie

*) Im Originale ist der Aufsatz überschrieben: Sur la différence qu'il y a de la réputation à la considération. Réputation habe ich auf jeden Fall richtig durch guten Ruf übersetzt, aber für considération hat die deutsche Sprache kein völlig entsprechendes Wort. Achtung drückt blos ein innres Gefühl aus, da considération auch die verhältnißmäßige Aeußerung desselben besagt. Ansehen dürfte im Gegentheile zu entschieden auf die oft genug trügerische Aeußerung von Achtung hindeuten, und zu schwankend an dieses Gefühl selbst erinnern. Am richtigsten würde considération durch auf Achtung gegründetes Ansehen wiedergegeben.

groß, und gehen sie über den gemeinen Maaßstab menschlicher Trefflichkeit, so erregen sie Bewunderung; sind sie anziehend und liebenswürdig, so führen sie zu den Gefühlen der Freundschaft.

Die Achtung gewährt mehr wahren Genuß, als der gute Ruf: jene schließt sich dicht an uns an; dieser bildet sich in der Entfernung. Zwar hat der gute Ruf einen größern Umfang, allein er läßt sich nicht so innig empfinden, und kann nur äußerst selten für ein wahres sichres Gut gehalten werden. Wir erwerben uns Achtung bey denen, die mit unserm Werthe unmittelbar bekannt sind; über unsern Ruf entscheiden Menschen, die uns gar nicht kennen. Unser Verdienst sichert uns die Achtung rechtschaffener und edler Menschen; allein eine herrschende gute Meynung von uns im Publikum können wir nur unserm guten Sterne verdanken *). Achtung ist gleichsam die Reve-

*) Dieß ist so wahr, daß man nicht genug über die Schwäche derer erstaunen kann,

nüe des Verdienstes unsers ganzen Lebens, der Ruf oft nur der Lohn für eine

welche den Ruf zum Maaßstabe ihrer Urtheile über Charakter, Sitten und Leben eines Menschen machen. Der Ruf hat keine einzige sichre Quelle. Freche Urtheile von Halbkennern, Lügnern und Nachsprechern derselben bilden ihn; höchstens liegt Wahrheit in Hinsicht der Außenseite der Person zum Grunde, die er angeht. Die Gerüchte, auf denen er beruht, verändern, verkleinern oder vergrößern sich, indem sie von Mund zu Mund gehen; die Leichtgläubigkeit der Menschen, deren größere Menge schwach und kindisch ist, entscheidet, nicht selten geleitet von eigennützigen und lieblosen Rücksichten. Es gilt dieß eben so wohl vom guten Rufe als vom schlechten Rufe; doch glaube ich, daß in der Mehrheit der schlechte Ruf mehr Aufmerksamkeit verdient, als der gute Ruf. Wer in schlechtem Rufe steht, muß auf jeden Fall entweder wirklich auffallende Handlungen begangen haben, welche wenigstens ihrer Außenseite nach unsittlich sind, oder er muß höchst unvorsichtig seyn, um durch vielleicht ganz unschuldige Handlungen in

durch Zufall geglückte Handlung, und meistens das Werk des Ungefährs. Wer nach Ruf strebt, muß sich auf Be-

den Verdacht der Immoralität zu kommen. Gewiß steht kein Mensch ohne Grund im Rufe des Geitzes, oder der Verführung des andern Geschlechts, oder der Kabale, der Schmarozerey u. dergl.; auf das allerwenigste hat er bey mehreren Gelegenheiten sich auf eine zweydeutige unvorsichtige Weise blos gestellt. Der gute Ruf ist gar nichts werth; beruht er auch zuweilen auf Thatsachen, so ist er meistens doch nur ein Vorurtheil der großen Menge, erschlichen durch Verstellung, und herzlose äußere Gerechtigkeit und Güte gegen seine Mitmenschen: nicht selten gewinnen ihn alltägliche Menschen blos dadurch, daß sie die Gesetze des Staats und des Wohlstands vor den Augen der Welt nie verletzen; man nennt diese Letztern gewöhnlich exemplarische Menschen, und glaubt damit, lächerlich genug, der menschlichen Natur ein großes Compliment zu machen. Was den guten Ruf höchst verächtlich macht, ist, daß er so oft an Menschen vertheilt ist, welche zwar mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit auf Decenz halten, aber

nutzung der Gelegenheit und die glücklichen Augenblicke verstehen, welche die Ausführung glänzender Handlungen begünstigen; diese faßt der Ruf auf, aber indem er sie verbreitet und überall erhebt, entrückt er sie unsrer Nähe, und wirft sie in eine weite Ferne von uns. Die Achtung, sie, der Preis unsrer wesentlichen erprüften Vollkommenheiten, hat eine kleinere Sphäre; allein, da sie auf unserm innern Werthe, und dem, was uns zunächst angehört und umgiebt, beruht, so gewährt sie uns einen tief gefühlten und immer neuen Genuß. Durch Achtung wird allezeit zugleich unsre Moralität anerkannt; der Ruf belohnt oft nur ein schlau bemänteltes und gut angelegtes Modelaster, zuweilen wohl gar glückliche und glänzende Verbrechen. Die Achtung bringt weniger ein, weil sie nicht

übrigens ihre wesentlichsten Pflichten versäumen, und daß die Meisten sich seiner nur befleißigen, um in der Welt Carriere und Glück zu machen, übrigens sehr indifferent wegen ihrer wahren moralischen Cultur.

von Eigenschaften abhängt, welche Aufsehen und Geräusch erregen; allein dafür ist der Ruf von flüchtiger Natur, und bedarf immer der Erneuerung, wenn er dauern soll *). Glänzende Handlungen

*) Der schlechte Ruf ist nicht so volatil, als der gute. Ist er einmal fixirt, so dauert er gewöhnlich fort, gesetzt auch, Menschen von fünf Sinnen könnten seine Nichtigkeit mit Händen greifen, glücklich genug, wenn er nicht immer wächst. Zuweilen ist das Grab sein Grenzpunkt und der Anfang einer partheilosen billigen Beurtheilung, oder auch wohl des Uebergangs zur Entdeckung vollkommener Unschuld. Allein nicht immer hält die Wahrheit das Todtengericht über Verstorbne; Neid und Verleumdung setzen zuweilen ihre Verfolgung auch dann noch fort. Wie kommt es, daß der schlechte Ruf so dauernd ist? Erstlich, weil er oft genug wirklich wahr ist, zweytens, weil die große Menge der Menschen boßhaft oder schwach genug ist, in der Herabwürdigung Andrer seine Wollust zu finden, und sich auch den blinden Glauben an die Laster eines Mitmenschen höchst ungern entreißen läßt, gleich als besäße sie damit ein unersetzliches Gut

erregen mehr Neid, als Bewunderung; die Menschen glauben sich durch ihre Größe niedergedrückt, und dieß empört sie; der Zustand der Bewunderung hat für die Meisten etwas Gewaltsames *); sie su-

*) Man kann diese Seite der menschlichen Natur nicht ohne Verachtung bemerken. Es geht dem Menschen herzlich schwer ein, fremdes Verdienst anzuerkennen, sobald es von unserer Ehre, Glanz und Belohnungen begleitet ist. Sobald ein Mann sich durch ausgezeichnete Eigenschaften Ruhm erwirbt, rechnen ihm alle die, welche wirklich das gleiche Glück genießen könnten, und die Unzähligen, die es sich aus Dünkel und Hochmuth einbilden, seine Erhebung für eine Feindseligkeit gegen sie an; sie sehn in ihm einen Koloß, der ihnen das Licht raubt, und ihr Haß ist entschieden. Um seinen wahren Werth beneiden sie ihn nicht; dieß zeigt sich besonders, wenn in seiner Nähe Andre sind, die, unbekannt und unbelohnt, im Stillen dieselben Vorzüge besitzen. Diese werden ihm zum Trotz absichtlich und übertrieben erhoben, nicht weil sie an sich Achtung und Bewunderung verdienen, denn dieß interessirt wenig, sondern weil sie äußerlich

chen sich desselben so bald als möglich zu entledigen. Durch nichts erscheinen wir so achtungswürdig, als durch die Liebe unsrer Mitbürger: diese können wir aber auch nur durch die Güte und den Adel unsers Herzens gewinnen. Eine so gegründete Achtung schmeichelt selbst der großen Menge der selbstsüchtigen Menschen; sie gestehen uns Verdienst zu, nicht weil wir wahren Werth haben, sondern weil unsre Handlungsart auch für sie ersprießliche Folgen hat. Außerdem würde es ihnen viel Ueberwindung kosten, uns unsre Ueberlegenheit im Guten zu verzeihen *).

nicht ausgezeichnet sind (dieß wird ihnen als etwas Gerechtes und Edles angerechnet), und weil der Günstling des Rufes durch Erhebung und Gleichstellung Andrer, wie sie wähnen, herabgesetzt wird.

*) Unter allen Arten des Neides ist der Neid gegen Seelengüte der einzige, der etwas Edles an sich hat, aber auch gewiß selten gefunden wird. Wer einen Andern um seine

Artigkeit im Umgange ist eine liebenswürdige Eigenschaft, die viel dazu beyträgt, uns die Achtung der Menschen zu sichern. Und wie sollte sie nicht? Sie lehrt die Eigenliebe Andrer schonen, und unterhält den Frieden in gesellschaftlichen Verhältnissen; sie verbannt jenes rauhe Ich, welches so leicht zur Beleidigung verführt; sie gewöhnt daran, sich selbst ganz zu übersehen, und sich nur zu bestreben, die Vorzüge Andrer in ein günstiges Licht zu stellen *).

Moralität beneidet, muß wenigstens einen hohen Grad von Achtung für dieselbe besitzen, und sie für ein großes Gut halten. Ich berufe mich auf meine Betrachtung über den Neid im zweyten Jahrgange des Taschenbuchs für denkende Gottesverehrer.

*) Wenn der artige Mann Anspruch auf wahre Achtung haben soll, so muß man den in Deutschland herrschenden Begriff von Artigkeit ganz vergessen. Die artigen Männer unter uns heißen Legion; denn durch ein geschmeidiges Com-

Bescheidenheit ist die sicherste Verbürgung der Geltung unsers Verdienstes, und

pliment, ein jedem entgegenkommendes Lächeln, eine kriechende Zurückhaltung, oder ekelhaft süße Verzuckerung jedes Widerspruchs, nicht selten auch durch eine Quantität ziemlich dick gesäeter Schmeicheleyen, gewinnt man jenen empfehlenden Beynahmen. Die Franzosen sind über die wahre Artigkeit aufgeklärter; nach ihrem herrschenden Begriffe davon, erscheint diese Eigenschaft als ein wesentlicher Bestandtheil der Menschenfreundlichkeit, und verräth, wo sie sich findet, eine Seele, von der man um so mehr auf liebevolle und edle Gesinnung im Großen rechnen kann, da sie ein so zartes und immer reges Gefühl für die feinsten Verhältnisse besitzt, welche auf angenehme und unangenehme Empfindungen eines Menschen Einfluß haben.

Mit Recht wird im Aufsatze, als Hauptzug der Artigkeit, die Unterdrückung jeder Aeußerung des Egoism im Umfange mit Menschen angegeben. Der artige Mann gewinnt aber noch mehr, wenn er jedes Verhältniß und jede Seite eines jeden zu schonen weiß, worin Ver-

der Achtung der Welt; sie gebietet dem Neide Stillschweigen, und macht, daß die

anlassung zur Empfindlichkeit über gewisse Aeußerungen liegen könnte. Mit dem guten Willen allein ist es hier nicht gethan; er muß Geistesgegenwart, Fassung, Einbildungskraft, in hohem Grade besitzen, ja er dürfte wohl in vielen Fällen sogar der Errathungsgabe bedürfen, um im Gespräch mit unbekannten Menschen nicht gröblich zu verstoßen. Herz und Kopf also machen den artigen Mann achtungswürdig; da aber die Vorzüge von ihnen selten zusammen treffen, so kann man urtheilen, daß die artigen Menschen nie die große Menge ausmachen können, und daß wir uns im Begriffe der Artigkeit sehr irren müssen, weil wir allenthalben artige Leute sehen. Bellegarde sagt sehr schön über diese Eigenschaft: C'est un assemblage de discretion, de civilité, de complaisance, de circonspection pour rendre à chacun les devoirs qu'il a droit d'exiger. Il faut que tout cela soit revêtu d'un air agréable et insinuant, qui se répande sur tout ce que l'on dit, et sur tout ce que l'on fait. Cette vertu ne consiste pas précisément dans l'extérieur et dans le dehors; il faut qu'elle ait

Stimmen, welche für uns sind, es auch bleiben, da man nie bey dem Bescheidnen einen Mißbrauch davon zu fürchten hat. Im Gegentheile schränkt es die Achtung gar sehr ein, wenn man überall ein ängstliches Verlangen nach Beweisen derselben äußert; man fällt dadurch im Umgange zur Last, und zeigt sich schwach.

Man muß, um seine Achtung desto fester zu gründen, und um so sichrer zu erhalten, in der Aeußerung seiner Vorzüge sparsam seyn, und eine gewisse Stufenfolge beobachten. Gracian sagt*):

Laß dich erkennen, aber nicht durchdringen. Den

son principe dans l'ame; c'est une suite d'un esprit bien fait, qui se possede, qui est le maître de ses sentimens et de ses paroles, qui aime à rendre justice à tout le monde, à sacrifier ses propres intérêts, plûtôt que de blesser ceux des autres u. s. w.

*) L'homme de Cour. Max. CXIV. verglichen desselben Héros. Chap. 1.

höchsten Grad deines Verdienstes müssen die Menschen nie erreichen, sie müssen dich nie erschöpft haben; denn, was ihnen ganz bekannt ist, reizt sie nicht mehr.

Ebenderselbe:

Wenn dein Verdienst grösser ist, als dein Ruf, so stelle dich in volles Licht, und laß deinen Werth fühlen. Ist dein Verdienst unter deinem Rufe, so verbirg deinen wahren Gehalt; blende die Einbildungskraft der Menschen, und weide dich innerlich an ihrer Täuschung *).

*) Konsequent sind diese Regeln allerdings, wenn es darauf ankommt, ein Hofmann in Gracians Geist zu seyn. Ueber ihre Immoralität wird es aber ebenfalls nur eine Stimme geben, so wie über die Schlechtheit mehrerer Maximen jenes feinen Schriftstellers.

So sagte der Cardinal von Retz einst: „er habe bey einer gewissen Gelegenheit gefühlt, daß er noch lange einen großen Raum in der Einbildungskraft des Volks einnehmen werde, und daß er in Zuversicht auf die Illusionen desselben alles unternehmen könnte, was er wolle *).

Der Spott der Welt begleitet die Achtung gewöhnlich; denn er kann persönliche Vorzüge nicht vertragen. Den Lastern verzeiht er: sie sind allgemein verbreitet, die Menschen sind einverstanden, sie zu dulden, und müssen nothgedrungen einer dem andern verzeihen.

*) Diese Ueberzeugung theilen manche deutsche Schriftsteller vom ersten Range mit dem Cardinal, und können unmöglich auch die lächerlichste Elegie und das breiteste Epigramm zurückhalten. Sie kennen den Spielraum, den ihnen die Phantasie des Publikums erlaubt, und genießen ihren Ruf.

Jedes Jahrhundert hat ein herrschendes Laster, und in jedem Zeitalter existirt ein Weltmann, der den Ton angiebt, das Ridicül festsetzt, und die in der Gesellschaft verbreiteten Fehler accreditirt. Liebe, Ehrsucht, alles desgleichen findet Gnade; nur nicht wahre persönliche Vorzüge: diese bleiben ein Spiel der Boßheit.

Hohe Geburt, Reichthümer, erkaufte oder erschlichene Stellen, — sie alle gewähren uns das nicht, was persönliche Achtung gewährt. Giebt es wohl ein armseligeres Wesen, als einen großen Herrn, dem alle Tugenden fremd sind, der mit Ehrenstellen überhäuft ist, und es in jedem Augenblicke fühlen muß, daß man nur seine Staatswürde, aber nicht seine Person ehrt? Glücklicher Weise läßt die Eigenliebe solche Menschen ihre Nichtigkeit nicht bemerken.

Es giebt Vorzüge, welche, obwohl sie nicht beyspiellos sind, dennoch Eifersucht

erregen; oft erhebt aber auch der Neid mittelmäßige Menschen, um das Verdienst eines großen Mannes herabzusetzen. Dem Helden Eugen verdanken mehrere Generale Europens ihre Berühmtheit. — Gewisse Verdienste sind über Neid und Bosheit erhaben, und werden mit Stillschweigen von ihnen geduldet; dieß war der Fall bey Türenne *). Ein Verdienst

*) Er scheint es in unsern Zeiten mit Washington und Buonaparte zu seyn. Auch an Friedrichs des Großen Ruhm haben sich nur Insekten gewagt. Ein großer Mann, der eines so ruhigen Besitzes seines Ruhms genießen soll, muß einer der größten, sein Verdienst so entschieden seyn, daß der, welcher es schmälern wollte, seine eigne Ehre in Gefahr setzte und Verachtung riskirte; in diesem Falle wagt es auch keiner, sich als seinen möglichen Rival zu denken; er erscheint so erhaben, daß man sich schämt, sich zu gestehen, man stehe tief unter ihm. Man denkt ihn als eine Ausnahme in der Reihe der Menschen, die die ganze Gattung hinter ihr zurück läßt, und also durch ihre Hoheit kein

in unsrer Nähe wird uns in der Regel lästig; allein der Ruf bildet sich in der Entfernung von uns. — Große Reichthümer erwirbt man gewöhnlich auf Kosten seines Rufes, man müßte sich denn vorher ein verdientes Ansehn, Ehrenstellen und Würden erworben haben, von denen Glücksgüter unzertrennlich wären. Der Reichthum angesehener und vornehmer Männer wird so wenig beneidet, als das Gold in den Tempeln der Götter.

Glücklich vor allen ist ein Mann, dessen Achtung nur auf dem Werthe seiner Person beruht, nicht auf dem Posten, den er bekleidet. Er fühlt dieses bey je-

Individuum herabwürdigen kann. Man vergleicht sich gar nicht mit ihm, und verliert also nichts. — Auf die Welt der Gelehrten paßt alles dieses nicht, wegen des liebenswürdigen unerschöpflichen Hochmuths und Selbstvertrauens dieser Menschenklasse. Siehe die ältere, mittlere und neuere Geschichte besonders der Philosophen.

der Gelegenheit, und bemerkt es von jeder Person, die sich ihm nähert, auf das schmeichelhafteste. Jene Höflichkeitsbezeugungen, die für die meisten Menschen bloßes Ceremoniel sind, verwandeln sich für ihn in Merkmale der allgemeinen Verehrung. Alle conventionelle Rücksichten und Möglichkeiten des geselligen Lebens bekommen in Beziehung auf ihn Hoheit und Bedeutung; seine innere Zufriedenheit wird immer von neuem belebt, und alle Freuden der Welt bekommen für ihn eine lachendere Gestalt.

Gnade des Fürsten und der Großen kann den Ruf eines Mannes sichern, aber auch zerstöhren. Wenn er ihrer genießt, fällt der volle Tag auf ihn, und es gehört viel Verdienst dazu, sich auf einem Posten zu behaupten, nach welchem viele streben, und uns zu verdrängen suchen; wenigstens wird in diesem Falle nicht der geringste Fehl nachgesehen. Manche bringen zu ihrem Posten kein Talent, als ihre Begier darnach, und können sich

denn auch natürlich nicht darauf erhalten.

Wenn der Mann von großem Einflusse gestürzt ist; dann erscheint er in seiner wahren Gestalt. Besaß er wenig Verdienst, so breitete Gunst den beschönigenden Schleyer über seine Blößen; jetzt ist er gesunken; er steht vor der Welt da, wie er ist; niemand schmeichelt ihm oder hilft ihm nach.

Wahrhaft große Männer zeigen sich in ihrem Sturze um so erhabener. Marius gewann, wie Florus sagt, durch den traurigen Wechsel seines Schicksals an Größe; durch seine Verbannung und Haft gieng auf seine Person ein gewisser heiliger Schauer über, der jeden zur tiefsten Ehrfurcht niederbeugte.

Das Volk eignet demjenigen, den es beklagt und zurückwünscht, alle Tugenden zu. Darum erscheint der große Mann,

der zugleich Liebling der Menge ist, im Unglücke noch größer.

Nur wenige Menschen können den Verlust oder die Abnahme eines vormals weit ausgebreiteten Einflusses gleichgültig ertragen; für sie kann eine kluge Entfernung dieselbe Wirkung auf die öffentliche Meynung haben, welche der Sturz hat. Es fragt sich nur, wie man den günstigsten Zeitpunkt für die Entfernung wähle. Soll man sich unmittelbar nach glänzenden Unternehmungen zurückziehen, um seinen Ruf zu sichern, und in der Meynung der Menschen nicht zu sinken? Nein, sollte ich denken, dieß ist ein Zeitpunkt, bestimmt für den Genuß, und nicht für die Entfernung. Das Herannahen des Alters scheint die natürliche Grenze zu seyn, wo der kluge Mann auch bey den entschiedensten Verdiensten vom Schauplatze politischer Größe abtritt. Enthusiasm und Interesse für alles sind geschwächt; er verliert beynahe nichts, als die undankbare

Ehre, seine Ohnmacht zur Schau auszustellen; der Gedanke an das, was er vormals war, ist erkaltet; es kostet der großen Menge Kopfbrechen, sich daran zu erinnern; sie brütet nur über der Gegenwart und dem jetzigen Verfalle seiner Kräfte. — Erfährt er dieses Schicksal auch in der Entfernung, so setze er sich über die Urtheile der Menschen hinweg, mache sich von ihrer Würdigung seines Werthes ganz unabhängig, und verlebe den Rest seiner Tage unter unschuldigen Freuden, nach seinem Geschmacke.

Maximen

über

Ruhm und guten Ruf

aus Gracians Hofmanne.

Das Urtheil über die Maximen dieses geistvollen Spaniers fällt sehr verschieden aus, je nach dem man sie aus dem Gesichtspunkte der Klugheit oder dem der Moralität betrachtet. Sind sie in der letzten Hinsicht zuweilen zweydeutig, so sind sie in der ersten musterhaft, und beynahe ohne Ausnahme konsequent. Und sein ganzer Hofmann ist ein Schatz von Regeln, durch welche Menschen, die ihrer Charaktergüte sicher sind, wenn sie

dieſelben gehörig anwenden; in der groſſen Welt und beſonders der Sphäre politiſcher Wirkſamkeit unfehlbar Glück machen müſſen, ohne dadurch an wahrem Adel des Herzens zu verlieren. Die Anziehung einer intereſſanten Stelle deſſelben im vorhergehenden Aufſatze brachte mich auf den Gedanken, ſeine Maximen über Achtung, Anſehen, Ruhm und Ruf auszuheben, zu verdeutſchen und zu erläutern. Ich bediene mich dabey der franzöſiſchen Ueberſetzung von Amelot de la Houſſaie, 5te Ausgabe, Haag 1701. Es iſt wohl nicht zu verwundern, daß Gracian in den neuern Zeiten keinen deutſchen Ueberſetzer gefunden hat. Schon zu Amelots Zeiten galt er für einen auteur abstrait, inintelligible, et, par conséquent, intraduisible. Selbſt der berühmte Grammatiker Bouhours ſagt in ſeinen Entretiens d'Ariste et d'Eugéne: (du bon esprit p. 203 prem. éd.) Gracian est parmi les Espagnols un de ces génies incompréhensibles. Il a beaucoup d'élévation, de subtilité, de

force, et même de bon sens; mais on ne sçait le plus souvent, ce qu'il veut dire, et il ne le sçait pas peut-être lui-même. Quelquesuns de ses Ouvrages ne semblent être, que pour n'être point entendus. So einfältig auch dieſes Urtheil iſt, und wie gewiß es nur für das naive Geſtändniß der Bequemlichkeit oder des periodiſchen Stumpfſinns jenes Grammatikers gelten kann, ſo ſieht man dennoch daraus, daß es ſehr oft Anſtrengung koſtet, den Sinn des Spaniers zu faſſen, und daß es durchaus ſchwer iſt, ihn mit gleicher Kürze und Präciſion wieder zu geben. Ich will es indeſſen verſuchen.

Anſehen gewinnen und Anſehen unterhalten.

Anſehen iſt die Frucht des Rufs, den man ſich erworben hat. Es koſtet viel, um ſich daſſelbe zu erwerben, da es aus-

gezeichnete und mithin seltne Vollkommenheiten voraussetzt. Hat man es einmal fest gegründet, so kann man es ohne große Schwierigkeiten unterhalten; es verpflichtet zwar zu großen Unternehmungen, aber es feuert auch an, sie auszuführen, und sich noch weiter zu wagen. Der Mann von wahrem Ansehen hat eine gewisse Majestät, und zieht durch die Erhabenheit seines Wirkungskreises die allgemeine Ehrfurcht auf sich. Sein Ruhm ist vollendet, wenn er seinen Einfluß und seine Achtung immer zu unterstützen weiß.

Seine Stärke kennen.

Wer es weiß, von welcher Seite er stark ist, der treibt seine trefflichsten Anlagen zu dem höchsten Grade der Bildung, und vervollkommnet zugleich diejenigen, welche er mit Andern gemein hat. Viele Menschen sind nur deßhalb nicht groß geworden, weil sie sich in ihrer

Stärke irrten. Lerne also die deine kennen, und setze sie in Thätigkeit. Gewisse Menschen zeichnen sich durch die Schärfe und Schnelligkeit ihrer Urtheilskraft, andre durch ihren Muth aus. Die Meisten widerstreben ihren natürlichen Anlagen durch die Wahl ihrer Bestimmung, und bleiben ewig mittelmäßig. Denn es ist unendlich schwer, sich von einem Wirkungskreise zu trennen, den man frühzeitig aus mißverstandenem Eifer und Unkunde seiner Fähigkeiten gewählt hat.

Der Mann von großen Kräften und reich an Hülfsmitteln.

Je mehr Kräfte und Hülfsmittel man in sich selbst hat, um so mehr ist man Mensch. Das Innre entscheidet, das Aeußere gilt wenig. Es giebt Leute, die nur die Façade von einem Menschen haben, und Häusern ähnlich sind, die man aus Mangel an Mitteln nicht hat ausbauen können. Von außen erscheint ein Pallast,

innerlich findet man Viehställe. Dergleichen Personen haben nichts, was uns anziehen könnte; es sind Klötze; mit den gegenseitigen Complimenten endet alle Unterhaltung. Sie schleudern ihre Verbeugungen beym Empfange hin, ganz so, wie die Sicilischen Pferde ihre Caracols *) machen; dann stehn sie wie stumme Bildsäulen da. Menschen, die ihnen gleichen, können sie leicht täuschen, aber sie werden unausbleiblich das Gelächter von Männern von Geist, die bald genug bemerken, daß es in ihrem Innern wüste und leer ist.

Der Mann ohne Affektation.

Je mehr wahre Vollkommenheiten, um so weniger Ziererey; denn sie entstellt die schönsten Handlungen. Alle Affektation ist nicht nur andern Menschen unerträglich, sondern selbst dem, der sie an-

*) Eine Cabriole von der Rechten zur Linken und umgekehrt, in halben Runden.

nimmt; er giebt sich einem peinvollen Zwange Preis, um sich nur in allen Stücken, und im höchsten Grade pünktlich zu zeigen. Die ausgezeichnetesten Vollkommenheiten eines Menschen verlieren, wenn man Affektation bemerkt; man schreibt sie dann nicht so wohl auf Rechnung des Charakters der Person, als vielmehr einer künstlichen Verstellung; denn das Natürliche ist angenehm, das Affektirte widrig. Thue man, was man will, man verberge nur alle Mühe, die man darauf wendet, so daß es ganz ein freyes Werk der Natur scheine. Indessen hüte man sich auch, in das andre Extrem zu fallen, und das Nichtaffektiren zu affektiren. Ein gewandter Mann läßt nie bemerken, daß er seines Verdienstes sicher zu seyn glaubt; je weniger er interessirt zu seyn scheint, es geltend zu machen, um so mehr interessirt er Andre. Der ist der größte Mann, welcher alle Vollkommenheiten in sich befaßt, und nie einen Reitz fühlt, mit irgend einer zu schimmern; er erreicht das Ziel der allge-

meinen Bewunderung auf einem Wege, den Wenige kennen.

Verdienst, Lebensart und Bestrebsamkeit.

Wahres Verdienst ist der gerade Weg zum Ruhme. Besitzest du es, und bestrebst dich eifrig und klug, deine Laufbahn zu machen, so kann es dir nicht fehlen. Deine Rechtschaffenheit allein genügt nicht; eben so wenig die Artigkeit allein, mit der du dich aufführst. Du mußt beydes in dir vereinigen, Verdienst und Lebensart; dann kommst du, wenn du planmäßig handelst, zum Zwecke.

Sey unerschöpflich und undurchdringlich.

Hüte sich der kluge Mann sehr, irgend einen Menschen bis auf den Grenzpunkt seines Wissens und seiner Thatkraft dringen zu lassen, wenn er seine

Achtung sichern will; er lasse sich beobachten, aber nie durchdringen; Niemand müsse die Schranken kennen, über welche hinaus er nichts vermag; er sey zurückhaltend, daß Niemand ihn ganz kenne. Zuversicht, begleitet mit einiger Ungewißheit, macht einen Mann, den man nicht ganz ausgemessen hat, ehrwürdiger, als die vollendeteste Kenntniß seiner Größe und seines Unternehmungsgeistes 1).

1) Diese Maxime hat nicht blos viel Blendendes für Ehrsucht und Eitelkeit, sondern sie ist auch Gesetz für den gewissenhaftesten Fürsten, Staatsmann und Officier, und führt unausbleiblich, in Hinsicht der großen Menge der Menschen, zum Zwecke. Personen, welche Posten bekleiden, wo sie des allgemeinen Zutrauens fortdauernd bedürfen, müssen sich ihrer bedienen, damit man immer Muth habe, Plane, die von ihnen herrühren, zu unterstützen, wenn sie auch neu und mit Schwierigkeiten verknüpft wären. Wodurch gewinnt ein General am meisten jene Zuversicht der Soldaten, die sie in jeden Kampf, wie zu einem entschiedenen Siege, fortreißt?

Halte die Erwartung Andrer von dir immer in Spannung [2]).

Um die Erwartung, welche Andre von uns hegen, in dauernder Spannung

Gewiß nur dadurch, daß man ihm eine unendliche Fülle von Talenten zutraut, und keinen Fall für möglich hält, wo ihn sein Verstand, Geistesgegenwart und Muth verlasse. Dadurch fesselte Friedrich der Zweyte, trotz seiner Härte und seiner nur zu offenbaren Menschenverachtung, die Schaaren seiner rastlos gequälten Krieger. Er an ihrer Spitze schien ihnen ein Gott, dem es nie an Rettungsmitteln fehlen könne. Sie hatten ihn nie am Grenzpunkte seiner Talente gesehen.

Amelot de la Houssaie führt in den Anmerkungen zur Erläuterung vorstehender Maxime Gracians folgende Stelle aus dem 1. Kap. seines Helden an. (El Heroe war Gracians erstes Werk, und erschien 1637.) „Niemand wagt es, einen „Fluß zu durchwaten, bis er einen Furth „gefunden hat. Auf ähnliche Weise ist ein „Mensch so lange hochgeachtet, als man „den Boden seiner Kraft noch nicht sieht;

zu erhalten, müssen wir derselben immer neue Nahrung darbiethen. Viel muß

„denn die unbekannte Tiefe scheint eine „Unendlichkeit, und flößt den Menschen „eine mit Furcht verknüpfte Verehrung „ein. Wer den Andern ganz durchdringt, „bekommt dadurch eine Ueberlegenheit über „ihn; ein vorsichtiger Mann läßt sich gar „nicht durchdringen. Der Mann von Geist „parirt die Neugier derer aus, die ihn „durchschauen wollen. Ist man auch nicht „unerschöpflich an Kraft und Talenten, so „muß man es doch scheinen. Pittacus „hatte sehr Recht, wenn er sagte: Die „Hälfte gilt mehr als das Ganze, d. h. „eine Hälfte der Welt gezeigt, eine als „Reserve zurückbehalten, dieß gilt mehr, „als ein in vollem Lichte dargestelltes „Ganzes. Du also, der du nach Größe und „Ruf ringst, präge dir diese Lehre ein. „Jedermann kenne dich, aber niemand „grundaus. Durch diese Vorsichtigkeit „scheint dein Weniges Viel, dein „Viel noch mehr, und dein noch „mehr unendlich.“

Wenn indessen diese Maxime für diejenigen Männer Pflicht ist, welche Posten

noch mehr versprechen; eine große Handlung muß zu noch größren anspor-

einnehmen, wo sie des Zutrauens des Publikums im höchsten Grade bedürfen, so ist sie in jedem andern Falle verächtlich und unsittlich. Gracian konnte aber nur jenen Gesichtspunkt vor Augen haben. Es giebt im gesellschaftlichen Leben Personen, welche jenen Kunstgriff selbst gegen ihre Freunde exekutiren, sie werden aber bald von dem Menschenkenner durchschaut, und verlieren in seinen Augen. Es bleibt ihnen nur die Verblendung von Schwachköpfen übrig, die ihnen keine Ehre bringt.

2) Auch diese Maxime ist vortrefflich, bezogen auf einen Staatsmann, dessen Credit unter der Nation und im Publikum nie zu groß seyn kann. Sie wird aber lächerlich, wenn man sie auf Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens anwendet. Hat der Minister das Vorurtheil für sich, das Beste des Landes grenzenlos zu bedenken, und die sichersten Mittel dafür zu wählen, wer wird sich einer neuen Auflage widersetzen? Sie ist durch den Glauben an seine Weisheit und seinen Patriotism autorisirt.

nen. Man muß nicht die Fülle seiner ganzen Kraft auf einmal zeigen, muß die Aeußerung davon nach Maaßgabe der Zeitumstände und des Bedürfnisses zumessen, und durch diese Vertheilung derselben dem Zutrauen des Publikums immer entsprechen.

Behaupte deine Ueberlegenheit, und spiele immer den Meister.

Große Meister sind mit diesem Kunstgriffe vertraut; ihr Ansehen unter ihren Lehrlingen darf nie den Vollendungspunkt erreichen. Man muß immer seine Ueberlegenheit zu behaupten, und die übrigen Menschen zu bestimmen suchen, ihr zu huldigen. Theilt man ihnen seine Kunst

Jeder hofft dadurch dreyfach zu gewinnen, was er vor jetzt aufopfert. Und sollte ja der Entwurf mißlingen, so traut man ihm einen andern zu, den er in Reserve hat, und durch den der Schaden des vorigen vollkommen ersetzt wird.

mit, so muß man es mit Kunst thun. Unsre Quelle, Andre zu belehren, und sie uns verbindlich zu machen, muß nie versiegen, so stützt man seinen Ruf und sein Ansehen. Will man die Menschen einnehmen, und für seine Ueberzeugungen stimmen, so ist es eine große Vorsichtsregel, immer höhere Grade von Vollkommenheit zu zeigen, und die Bewunderung der Menschen dadurch immer höher zu treiben. Diese Regel gilt ganz vorzüglich für Personen auf erhabenen Posten. Man geitze mit sich, und verschwende sich nicht vor dem Publikum, und man wird seines Sieges gewiß seyn.

Laß nie merken, daß du Mensch bist 3).

Man findet in einem Menschen kein höheres Wesen mehr, wenn man zu viel Menschlichkeiten an ihm bemerkt. Leicht-

3) Diese Maxime würde sehr treffend seyn, wenn es irgend einen Menschen gäbe, der

sinn und Selbstvergessen wirken dem Ruhme am meisten entgegen. Der gesetzte Mann, der nie eine Blöße zeigt, erscheint übermenschlich; der Schwache sinkt unter den Menschen herab, besonders wenn er bey reifern Jahren ist. — Und obschon überall Leichtsinn und Schwäche herrscht, so sind doch die Menschen in ihren Urtheilen darüber unerbittlich streng; der Schwache selbst schont den Schwachen nicht.

schwach genug wäre, um sich einzubilden, ein Andrer habe gar keine Schwäche an sich. Da aber Alle überzeugt sind, daß Jeder einen Vorrath von Menschlichkeiten hat, so sieht der weltkundige Mann in dem Menschen ohne Tadel, den Gracian als Muster aufstellt, nur einen glücklichen Heuchler, und denkt sich meistens hinter der Maske seiner erkünstelten Uebermenschheit Schwächen, welche schändlich genug sind, um die höchste Verstellung zu veranlassen. Man wagt also ungemein viel, wenn man die Rolle eines Menschen ohne alle Menschlichkeiten spielen will.

Man ist kein Narr, wenn man einen dummen Streich macht, aber dann, wenn man ihn nicht zu bemänteln weiß.

Man muß seine Leidenschaft verbergen, noch mehr seine Fehler. Alle Menschen fehlen, nur mit dem Unterschiede, daß die Gescheidten ihre Fehler zu beschönigen wissen, die Thoren aber die ihrigen zur Schau ausstellen. Der Ruf hängt mehr von der Manier, wie man sich, wenn man handelt, benimmt, als von der That selbst ab. Bist du nicht keusch, sagt das Sprichwort, so stelle dich doch vor der Welt keusch. Die Fehler großer Männer erregen um so mehr Aufsehen, da es gleichsam Verfinsterungen von Sonnen sind. Hast du auch einen noch so vertrauten Freund, so eröffne ihm dennoch deine Fehler nicht; ja verbirg sie, wo möglich, dir selbst [4]).

4) Seine Fehler sich selbst zu verbergen, kann nur in so fern eine vernünftige Ma-

Vermeide alle zu große Vertraulichkeit mit Menschen.

Es bringt keinen Vortheil, wenn man zu vertraut und offen gegen Andre wird, und Andre es gegen sich werden läßt. Wer sich familiarisirt, verliert jene Ueberlegenheit, die er bey einem ernsten, gesetzten Betragen behaupten würde, mithin fällt sein Credit. Unser Erstaunen über die Gestirne des Himmels ermattet nie, denn sie bleiben in ewiger Entfernung. Man muß sich gewissermaaßen wie ein übermenschliches Wesen betragen, um seine Verehrung zu sichern; stellt man sich den Menschen zu sehr gleich, so wird man verächtlich. Alle menschliche Dinge

xime seyn, um die Aeußerung davon desto sicherer zu verhüten, und sich nicht etwa durch das Bewußtseyn derselben muthlos machen zu lassen. Wahrscheinlich hat sich Gracian in seiner etwas dunkeln Stelle darauf bezogen. Er will sagen, man verliere das Zutrauen zu sich selbst, wenn man über seinen eignen Fehlern brüte.

verlieren an Achtung, je näher sie betrachtet werden können; Unvollkommenheiten, welche sich in der Entfernung verlohren haben würden, fallen dann sogleich ins Auge 5).

Entferne dich von jedem, der dich verdunkeln könnte.

Der Mond leuchtet mit großem Glanz, wenn er sich allein unter den Sternen befindet; wenn die Sonne aufgeht, erhellt er nichts mehr oder ver-

5) Diese Maxime ist wieder vollgültig, wenn sie auf die große Menge schwacher und nur vom Eindrucke abhängiger Menschen bezogen wird; sie erscheint aber sehr lächerlich, wenn man sie auf verständige und von Vorurtheilen freye Menschen anwendet. Bey jenen verliert freylich der verdienstvollste Mann, so bald er sich mit ihnen familiarisirt; bey diesen gewinnt er nur noch mehr durch die nähere Kenntniß seiner Vorzüge. Wenn ein Mann von hohem Stande und großem Einflusse eine stolze Zurückhaltung, wie Gracian fordert, auch gegen Personen von Geist beobachtet, so kann er dem Verdachte

schwindet. Halte dich nie an Menschen, die dich verdunkeln können; suche solche, die deinen Glanz erhöhen. Die schlaue Fabulla beym Martial schien um so schöner, da ihre Gesellschafterinnen häßlich und alt waren *). Man wagt allezeit, wenn man sich an Menschen anschließt, die mehr Verdienst haben, als wir, oder sich zu sehr herablassen, um Andern Ehre zu erzeigen. Man muß Umgang mit ausgezeichneten Personen unterhalten, um sich selbst in Credit zu setzen: hat man diesen Zweck erreicht, so muß man sich

schwerlich entgehen, daß er aus Bewußtseyn seiner Schwäche sich den Augen entziehe, um nicht beschämt zu werden. Und dieser Argwohn ehrt wirklich einen solchen Mann nicht.

*) Omnes aut vetulas habes amicas,
Aut turpes, vetulisque foediores,
Has ducis comites, trahisque tecum,
Per convivia, porticus, theatra,
Sic formosa, Fabulla, sic puella es.
Martial. ep. L. 8. ep. 79.

von ihnen zurückziehen, und mit Alltagsmenschen umgehn 6).

6) Diese Maxime charakterisirt den zweydeutigen Geist dieses Moralisten oder Politikers, wie man will, ganz. Das Unsittliche davon springt in die Augen. Ich bemerke nur, daß auch die Klugheit dagegen appellirt, indem man diesen elenden Kunstgriff in jedem Stande eben so bald bemerkt, als bey koquetten Frauenzimmern. Der Mann von Verdienst wird, wenn er Bescheidenheit und feine Lebensart besitzt, durch einen Mann von größern Gaben nicht verdunkelt, es müßte denn in den Augen von Menschen geschehen, welche nur das Ueberraschende interessirt, und welche das schönste Talent vergessen, so bald sich ein neues darbiethet. Vor dem Urtheile dieser kann sich das größte Genie nicht sichern; sie sind aber auch nicht werth, daß man sich deßhalb bemühe.

Indessen ist diese Maxime nicht die schlechteste von Gracian. Es erregt Hautschaudern, wenn man bey ihm liest: Il ne faut jamais perdre les bonnes graces de celui, qui est heureux, pour prendre pitié d'un malheureux. (Man muß nie die Gunst eines Lieblings des Glücks auf das

Man verliert mehr durch eine einzige fehlgeschlagene Unternehmung, als man durch hundert gelungene gewinnen kann.

Wenn die Sonne scheint, sieht kein Mensch nach ihr, aber Alle gaffen sie an,

Spiel setzen, um Erbarmung für einen Unglücklichen zu bewirken). (Max. CLXIII.) Cette conduite est quelque fois une marque de bon naturel, mais non de bon esprit. (Zuweilen mag ein solches Verfahren ein gutes Herz anzeigen, aber jederzeit wenig Verstand). Oder: D'ordinaire, le malheur est un effet de la folie; et il n'y a point de contagion plus dangereuse, que celle des malheureux. (Unglück ist in der Regel die Folge von Thorheit und Einfalt; durch keine Seuche wird man gefährlicher angesteckt, als durch die Seuche unglücklicher Menschen). (Max. XXXI.) Zu seiner Entschuldigung will ich glauben, daß er sich mit dieser Maxime mehr auf das Aeußere des Menschen, als auf das Innere seiner Gesinnung bezogen hat. Wenigstens huldigt er in der letzten Maxime der Tugend feyerlich: Enfin, être

wenn sie verfinstert ist. Die große Menge wird dir die Unternehmungen nicht anrechnen, die dir glücken, aber allerdings diejenigen, welche scheitern. Man lernt die bösen Menschen weit eher durch Gerücht der Tadler, als die guten durch öffentlichen Beyfall kennen; mehrere von ihnen sind erst dann bekannt geworden, da sie gestürzt waren. Mit allen deinen gelungenen Handlungen kannst du, vor den Augen der Welt, nicht den Schandfleck eines einzigen verunglückten Erfolgs auslöschen. Täusche dich also nicht, und sey versichert, daß der Neid alle deine Fehler getreulich auffaßt, aber keine einzige auch von deinen schönsten Handlungen.

saint. La vertu est la chaîne de toutes les perfections, et le centre de toute la félicité. La vertu est le soleil du petit monde, et a la bonne conscience pour hémisphère. (Die Tugend ist die Sonne der Welt im Kleinen, die wir Mensch nennen, und ein gutes Gewissen ist ihre Hemisphäre).

Ziehe die Fuchshaut an, wenn dir eine Löwenhaut fehlt.

Sich in die Zeit zu schicken, ist eine äußerst große Kunst. Wer seine Plane ausführt, verliert nicht an Rufe; damit man es aber immer könne, muß man Gewandtheit und Stärke vereinigen. Kann man auf dem geraden Wege nicht zum Zwecke kommen, so muß man Schleichwege einschlagen; List führt den Erfolg rascher herbey, als eine offene Verwendung seiner Kräfte. List hat oft den Muth überflügelt, selten der Muth der List einen Rang abgelaufen.

Mache dich nicht verbindlich, eine große Lücke im Staate auszufüllen.

Wer sich anheischig macht, den Verlust eines sehr großen Mannes zu ersetzen, muß die ausgezeichnetesten Eigenschaften besitzen. Denn um nur seinem Vorgänger gleich geschätzt zu werden, muß er doppelt so viel Werth haben, als jener.

Es gehört Feinheit dazu, sich einen solchen Nachfolger zu wählen, der unsern Verlust noch fühlbarer mache, und uns die zurückwünschende Erinnerung der Menschen sichre *). Es erfordert aber auch Feinheit, es dahin zu bringen, daß unser Vorgänger uns nicht verdunkle. Es ist schwer, eine große Lücke auszufüllen **). In der Regel erscheint der Vor-

*) Man beschuldigte den August, er habe den Tiber nur deßhalb zu seinem Nachfolger bestimmt, weil er seinen Stolz und seine Grausamkeit kannte, um nämlich durch den Contrast seiner und der nachfolgenden Regierung seinen Verlust empfindlicher zu machen. Ne Tiberium quidem caritate, aut reipublicae cura successorem adscitum, sed quoniam arrogantiam saevitiamque ejus introspexerit, comparatione deterrima sibi gloriam quaesivisse. Tacit. Ann. L. I. 9.

**) Der jüngere Plinius sagt in seiner Lobrede auf Trajan: Onerasti futuros principes, sed et posteros nostros. Nam et hi a priu-

gänger ausgezeichneter, bloß weil er Vorgänger, und nicht mehr da ist. Ihm gleich zu kommen, ist also nicht genug; man muß ihn übertreffen.

Entferne dich zuweilen, um dein Ansehen zu stützen.

Gegenwart beschränkt den Ruf, Abwesenheit vermehrt ihn. Mancher, welcher abwesend ein Löwe scheint, zeigt sich in der Nähe als eine Maus. Vorzüge verlieren ihren Schimmer, wenn man sie zu nahe betrachtet; denn man achtet mehr auf die Außenseite, als auf das Innre und Wesentliche des Geistes. Die Einbildungskraft trägt weiter, als die Augen, und die Täuschung, welche durch die Ohren in uns eindringt, schlüpft durch die Augen wieder hinaus. Der ist seines Rufes sicher, der sich im Mittelpunkte der allgemeinen guten Mey-

cipibus exigent, ut eadem audire mereantur, et illi, quod non audiant, indignabuntur.

nung zu erhalten weiß, und dem Beyspiele des Phönix folgt, welcher sich zurückzieht, um in seiner Abgeschiedenheit die Sehnsucht und Achtung um so mehr an sich zuziehen.

Ertheile deinem Rufe von Zeit zu Zeit neues Leben.

Die größten Vorzüge veralten, und zugleich veraltet der Ruf. Angewöhnung vermindert die Bewunderung, und ein mittelmäßiger, aber neuer Gegenstand verdunkelt in der Regel die größte Vortrefflichkeit, wenn sie zu altern anfängt. Man muß sich also immer verjüngen, an Kraft, Geist, Glück, überhaupt an allem dem, wovon der Ruf abhängt; immer muß man neue Vollkommenheiten zeigen. Die Sonne verändert nur deßhalb so oft Horizont und Theater, damit Sehnsucht nach ihr entstehe, wenn sie untergeht, und bewunderungsvolle Ueberraschung, wenn sie aufgeht.

Warte nicht, bis du die untergehende Sonne bist.

Man muß sich von den Dingen losreißen, ehe sie uns verlassen. Der weise Mann macht aus seiner Niederlage einen Sieg; er gleicht hierin der Sonne, die sich, während es noch Tag ist, hinter einer Wolke verbirgt, damit man sie nicht sinken sehe, und ungewiß bleibe, ob sie untergegangen sey oder nicht. Er wartet nicht, bis das Glück ihm den Rücken zukehrt, denn es könnte ihn wohl lebendig begraben, und seinen ganzen Ruhm tödten. Ein guter Reiter läßt seinem Pferde zuweilen den Zügel schiessen, um es nicht zu erbittern, und lächerlich zu werden, wenn es ihn abwürfe in der Mitte der Carriere. Und eine Schönheit muß ihrem Spiegel zuvorkommen, und ihn zerbrechen, bevor er ihr sagt, daß sie verblüht.

V.

Bemerkungen über den Ausdruck in der Physiognomie des schönen Weibes.

In Briefen.

Digitized by Google

Erſter Brief.

Es ſchmeichelt mir nicht wenig, mein Freund, daß Sie in meinen Bemerkungen über den Ausdruck in der Geſichtsbildung des ſchönen Mannes *) Wahrheit finden, und daß Ihre Gefühle über dieſen ſo feinen Gegenſtand mit den meinigen meiſtens zuſammen treffen. Es überraſcht mich um ſo angenehmer, da ich von vielen Seiten ſo ſchiefe Einwürfe dagegen vernommen habe; Einwürfe, die ſich auf eine beynahe lächerliche Verfehlung meines Geſichtspunktes gründen. Die Meiſten vergeſſen, daß ich mein gan-

*) In einem Beytrage zur Philoſophie über die Geſchlechter, den ich unter dem Titel: Mann und Weib, herausgegeben habe.

zes Räsonnement hindurch das Ideal des vollendet schönen Kopfs des Mannes vor Augen habe, und nur darauf hinarbeite, jeden Ausdruck von Charakter und Geist zu entfernen, der sich mit dem reinen und vollen Gefühle der Schönheit nicht verträgt. Ich läugne gar nicht, daß der Ausdruck hartnäckiger Entschlossenheit, furchtbarer Kühnheit, unerschöpflicher Penetration u. a. Personen des andern Geschlechts in hohem Grade interessiren können, und daß solche Züge nicht selten für immer fesseln. Es wäre ja traurig, wenn Liebe nur durch vollendet schöne Form erregt werden könnte; traurig und ganz gegen Plan und Zweck der Natur. Allein so gewiß es Thatsache ist, daß jeder Ausdruck von Vollkommenheit des Geistes und Charakters in der Physiognomie des Mannes anziehen und Neigung erregen kann, so gewiß ist es auch Thatsache, daß es männliche Köpfe giebt, welche, wenn nicht der Begriff der Schönheit ein Hirngespinst ist, schön genannt werden müssen, und daß unter den

Zügen derselben eine Reinheit und Harmonie herrscht, welche sich genau bestimmen läßt. Es ist ungefähr der Fall, wie mit Landschaften; die melancholische Gegend um das Kloster la Trappe wird viele Menschen interessiren; der Freund Ossians wird unaussprechlichen Genuß in den wildesten Partien Schottlands finden, ja ich kann mir Sibirische Gegenden einbilden, welche außerordentlich viel wirken: darum giebt es dennoch ausschließlich so zu nennende schöne Gegenden, und der Mann von feinem Gefühl und geläutertem Geschmacke wird pünktlich die Partien angeben können, welche dem Charakter der Schönheit widersprechen würden. Wenn er denn nun sagt, in der rein schönen Landschaft darf kein Theil Schauder, oder einen hohen Grad von Furcht oder Melancholie erregen, weil das zarte, sanfte, schmelzende Gefühl der Schönheit dadurch ausgelöst würde, so behauptet er damit nicht, daß das Grausende, Furchtbare und Melancholische in der Natur kein Wohlgefallen

erregen könne. Er sucht nur dadurch die Reinheit und Vollendung des Schönen zu retten. Und wer mag dieß tadeln?

Sie verkennen meinen Gesichtspunkt nicht; daher, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Allein Sie setzen mir einen Einwurf entgegen, welcher, ich gestehe es, nicht von der Oberfläche geschöpft ist. Sie sagen, es scheine Ihnen, als sey die von mir vorgeschlagene Methode über schöne Köpfe zu philosophiren nur auf das andre Geschlecht anwendbar, indem ein schöner Mann nach meiner Bestimmung widersprechend sey. Philosophie über die Gefühle war von jeher mein Lieblingsstudium, und ehe ich noch Lavater studiert hatte, reitzte die Physiognomik meine Aufmerksamkeit im hohen Grade. Schreiben Sie es auf die Rechnung dieses Interesse's, welches wenigstens unschuldig ist, daß Ihre Einwürfe eine Reihe von Briefen nach sich ziehen, die Ihnen vielleicht lange Weile machen,

wenn Ihnen die gute Sache der schönen Köpfe nicht so wichtig ist, als mir. Ich versuche erstlich Ihren Zweifel gegen meinen schönen Mann zu heben; dann will ich, weil Sie mir die Ehre erzeigen, es zu wünschen, meine Gedanken über den Ausdruck in dem schönen weiblichen Kopfe sammeln, und Ihnen vorlegen.

Sie gehen von dem richtigen Satze aus, daß die wahre empfindbare Vollkommenheit der Form des Menschen nicht blos auf der tadellosen Conformation der Theile, sondern auch, und zwar vorzüglich, auf dem Ausdrucke des sittlichen Zweckes der Menschheit beruhe. Der Mensch kann nicht so ohne alle Dazwischenkunft einer Idee, wie etwa eine Blume, durch seine bloße Form Wohlgefallen erregen; denn es ist nicht möglich, Anschauung der Gestalt, und den Gedanken der Bestimmung zu trennen. Dieß gilt eben sowohl vom männlichen Menschen, als vom weiblichen Menschen. Der Ausdruck der sittlichen Bestimmung des

Mannes als Mannes, und der dazu erforderlichen intellektuellen und moralischen Eigenschaften, entscheidet die höchste Vollkommenheit seiner sichtbaren Form, und von demselben Ausdrucke hängt auch die des Weibes ab. Ohne Hinsicht auf die Geschlechtsverhältnisse ist alles Urtheil darüber schwankend, unnatürlich und unwahr *).

*) Wollüstige Personen urtheilen in der Regel über Schönheit der Menschen ganz schief. Man sollte denken, sie würden am treffendsten urtheilen, weil der Geschlechtstrieb sich ihrer ganz bemächtigt hat. Nichts weniger als dieß. Der Geschlechtstrieb ist in ihnen völlig verschroben, ihre niedrige Leidenschaft geht nur auf blos thierischen Genuß, nicht auf menschliche, edle Gemeinschaft der Geschlechter. Es reizt sie nur, was ihnen auf eine anlockende Weise ein Uebermaaß von sinnlicher Lust verspricht. Man zeige dem Wollüstlinge die vollendetste Schönheit, er wird sie fade finden, während Gestalten voll Brunst und Verführung ihn zum Entzücken hinreißen. Ich möchte wohl wissen, ob Castraten ei-

Sie sagen, jenem Satze, worüber wir einig sind, zu Folge, die höchste empfindbare Vollkommenheit in der Gestalt des schönen Mannes beruhe auf dem angenehmsten Ausdrucke der größten Charakter- und Geistes-Vorzüge, welche den wahren Mann bilden; dieser Ausdruck könne aber nie ein anderes Gefühl, als das des Erhabenen, erregen; ein schöner Mann, im eigentlichen Sinne des Wortes schön, sey so gewiß widersprechend, als die Wirkungen der sichtbaren Züge großer männlicher Vollkommenheit im Vorstellen, Wollen und Handeln sich mit den sanften Gefühlen und Neigungen nicht vereinbaren lassen, welche die Schönheit erregt; ein sogenannter schöner Mann könne eine schöne Figur seyn, nur kein schöner Mann, denn es fehle ihm die volle Ankündigung der geistigen und sittlichen Mannheit. So

nes reinen Gefühls weiblicher Schönheit fähig wären. Kaum sollte man es für möglich halten.

wie sich in der Bildung des Mannes seine männlichen Vollkommenheiten, unüberwindliche Stärke des Willens, auf Alles gefaßte Kühnheit, Umfang und Tiefe des geistigen Blicks, im höchsten Grade ausdrücken, habe er allezeit etwas Furchtbares, und reiße die Verehrung des Weibes an sich; dieses Furchtbare sey es auch, was eben die Herzen der Frauen feßle, und es werde kein natürliches Weib an der Gestalt eines Mannes Wohlgefallen finden können, wo es ganz fehlte. —

Ich gebe Ihnen zu, daß die höchste empfindbare Vollkommenheit in der Gestalt des Mannes auf dem angenehmen Ausdrucke der größten Charakter- und Geistes-Vorzüge beruht, welche den Mann, im edelsten Sinne des Wortes, bilden, daß das Eigenthümliche seiner Form Erhabenheit ist, und daß unter den Wirkungen dieser Erhabenheit sich nothwendig eine gewisse Furchtbarkeit findet, die dem andern Geschlechte Verehrung abdringt. Darum nennt man eben

das andre Geschlecht das schöne Geschlecht, weil der Ausdruck ihres größten Charakter- und Geistes-Vorzüge immer noch mit der Schönheit harmonirt, und ein Weib, als Weib, die höchsten ihr zukommenden Vollkommenheiten des Verstandes und Willens ausdrücken, und bey einer regelmäßigen Composition der Züge eine reine Schönheit seyn kann *). Der Zweck ist hier mit der Schönheit in der innigsten Harmonie. Allein so wenig man die Erhabenheit von der Körperform der Frauen ganz ausschließen kann, so wenig enthält der Begriff des schönen Mannes einen Widerspruch. Niemand wird wohl läugnen, daß es weibliche Gestalten giebt, welche selbst in den Jahren der ersten Jugendblüthe durch den Ausdruck einer gewissen imposanten Größe mehr Ehrfurcht, als

*) Dieß ist der einzige richtige Sinn dieses Prädikates. Man versteht es gemeiniglich sehr falsch, wenn man glaubt, es werde dadurch ausgedrückt, die Körperform der Frauen sey vollkommner als die der Männer.

Liebe, einflößen, und daß manche derselben diese Wirkung hervorbringen, ohne irgend in das Unnatürliche zu fallen, oder den Charakter ihres Geschlechts zu verlieren. Man wird sie nicht mit jenen verwechseln, bey denen der zu hoch getriebene und nicht gemilderte Ausdruck von Erhabenheit den Charakter des Geschlechts vernichtet, jenen Virag's, die nur durch eine Anomalie der Natur unter das Frauengeschlecht gerathen zu seyn scheinen. Diese sind Carrikaturen, so wie es ein Mann ist, dessen Figur aus lauter weiblichen Zügen zusammengesetzt ist, ein Mann, wie wir ihn gewöhnlich mit dem Spottnahmen einer Jungfrau belegen.

Wäre auch immer Erhabenheit der Charakter einer im höchsten Grade vollkommenen männlichen Form; daraus folgte nicht, daß Schönheit allen Ausdruck von Mannheit vernichte, und diese nicht vielmehr durch jene höchst liebenswürdig erscheinen könne. Die Charak-

ter- und Geistes-Vorzüge des Mannes müssen sich in jeder männlichen Form ausdrücken, aber daß die äußersten Grade davon sich in bleibenden, herrschenden Zügen darstellen, ist nicht nöthig. Es soll die Gestalt eines Mannes seyn, aber nicht die Gestalt eines Mannes, in welchem die Natur die eigenthümlichen Kräfte, welche den Mann auszeichnen, zu der seltensten Höhe emporgetrieben hat. Die Form ist schon zweckmäßig für Gefühl und Geschmack, wenn sie eine sprechende und angenehme Erscheinung des Charakteristischen der Mannheit darbiethet, so wie es sich in jedem wahren Manne findet. In einem Manne von riesenmäßiger Länge kann sich der Geist des Geschlechts auf die erhabenste Weise ausdrücken, darum ist doch die Figur des Mannes von mittler Statur nicht unmännlich, nicht zweck- und geschlechtswidrig; vielmehr ist die allgemeine Stimme dafür, daß dieses Mittelmaaß der angenehmste Grad männlicher Länge sey.

Die Hauptsache kommt auf den Begriff des schönen Mannes an, den wir zum Grunde legen. Ich glaube ihn, in der Abhandlung, die unsern Streit veranlaßt, bestimmt und rein gefaßt zu haben; vielleicht daß alle Einwürfe dagegen nur daher rühren, daß man in den Sinn meines Begriffes nicht gehörig eingeht. Zwar ist in derselben größtentheils nur von dem schönen Kopfe des Mannes die Rede; er ist aber auch das Wichtigste und Entscheidende der ganzen Figur. Der schönste Wuchs ermangelt aller Wirkung, wenn der Kopf widrig gebildet, oder auch nur ohne Ausdruck ist.

Der Mann darf in keiner Hinsicht ohne Beziehung auf das Weib betrachtet werden. Er ist für das Weib da, ist für das Weib, was er ist, und auch seine Gestalt ist, wie wir mit gutem Grunde annehmen können, ganz auf Gefühl und Geschmack des andern Geschlechts berechnet. Das letztere kündigt eine allgemeine und natürliche Empfindung an, nach

welcher die Männer den Frauen die Entscheidung über ihre Form unwillkührlich überlassen, ihnen selbst aber unter sich nur höchstens das Vermögen zugestehen, über die Brauchbarkeit ihres Körperbaues, nach der Erscheinung desselben, zu urtheilen. Ein Mann scheint sogar zweydeutig und verächtlich zu werden, wenn er einen lebhaften Sinn für die Körperformen seines Geschlechts verräth. Man findet dieß weibisch.

Der Begriff des schönen Mannes drückt nichts anders aus, als ein Gefühl, welches gewisse männliche Gestalten durch ihre Zusammensetzung, Farbe, und besonders durch ihren Ausdruck in dem andern Geschlechte erregen, und dieses Gefühl ist kein andres, als die Empfindung eines sanften aber mächtigen Zugs zur Liebe, der die weibliche Seele beym Anblicke unmittelbar ergreift. Für den Mann giebt es keinen schönen Mann; will er über eine solche Gestalt urtheilen, so muß er sich ganz auf den Standpunkt des Wei-

bes versetzen, und die natürlichen Gefühle desselben künstlich in sich hervorzubringen suchen. Daß dieß keine Unmöglichkeit sey, zeigt sich schon dadurch, daß der Mann ursprünglich die Gabe lebhafter Einbildung und Sympathie für das innere Wesen, die Kräfte, Bedürfnisse und Neigungen des andern Geschlechts besitzt, und besonders fähig ist, den Eindruck zu ahnden, welchen vollkommene männliche Gestalt jeder Art auf das weibliche Herz macht. Ich habe hier, wie es sich von selbst versteht, nur Männer im Sinne, welche natürlich geblieben, und nicht entartet sind; denn die Urtheile der so zahlreichen Klasse von verschrobenen Individuen unsers Geschlechts über jenen Gegenstand sind so unwahr und unnatürlich, als ihre ganze Gemüthsart selbst.

Die schöne männliche Form kündigt die Vollkommenheiten des Mannes an, aber nicht, wie die im höchsten Grade erhabene, auf eine Weise, welche das weibliche Gemüth niederbeugt, und zu einer

huldigenden Ergebung nöthigt, sondern mit einem freundlichen, von interessanten Gefühlen der Annäherung und Theilnahme gemilderten Ausdrucke von Größe, welcher das andre Geschlecht anzieht, und ihm für eine freye ungetheilte Hingabe das volle Glück inniger Liebe verspricht. Der schöne Mann verräth also durch seine Form diejenigen männlichen Eigenschaften, durch welche er der bewunderungswürdigsten Handlungen fähig seyn kann; wenn die Situation es erfordert, so wird er vielleicht eine eben so unüberwindliche Stärke des Willens, eben so viel Resignation und Kühnheit zeigen, als der Mann von der eigentlich erhabenen Form; nur daß jene großen Eigenschaften nicht den herrschenden und hervorstechenden Ausdruck seiner Bildung ausmachen, nur daß seine Form, wenn ich so sagen darf, die Grade der Höhe, zu welcher sie steigen können, zwar hoffen läßt, aber nicht in bleibenden Zügen darstellt. Das Weib hat also z. B. Zuversicht zu dem Muthe des schönen Man-

nes, aber sein Gesicht spricht ihm nicht immer entgegen: Mir ist nichts furchtbar; ich bin zu jedem Wagnisse gefaßt. Der erhabene Mann trägt gleichsam den ganzen Fonds seiner Stärke in seiner Körperbildung vor, und das Weib kann ihn nie betrachten, ohne durch das Gefühl einer furchtbaren Ueberlegenheit erschüttert zu werden. Dieses Gefühl ist ihr interessant, und kann sie für immer an ihn ketten; darum bleibt es dennoch wahr, daß es ganz andres Gefühl ist, als jenes, welches die schöne männliche Form erregt.

So finde ich denn, mein Freund, in dem Begriffe eines schönen Mannes nichts Widersprechendes, finde eben so wenig nöthig, auch nur eine von jenen Bemerkungen zurückzunehmen, die ich über die mit dem Ausdrucke seiner Gesichtsbildung verträglichen und unverträglichen Züge geistiger Vollkommenheiten gemacht habe. Jeder Zug eines wenn auch noch so bewundernswürdi-

gen Talents muß wegfallen, so bald er die reine Stimmung zur Liebe stöhren würde, welche die schöne Form erregt. Dieses als Geboth ausgedrückt, heißt nichts anders als: eine männliche Gesichtsform, übrigens ganz Form für die Liebe, hört auf, es zu seyn, wenn ein solcher Zug hinzukommt. Alle Züge also sind verbannt, welche etwas Widriges für das Gefühl mit sich führen, welche das leichte Spiel der Gemüthskräfte unterbrechen, zur Trägheit stimmen, oder zum scharfen Nachdenken nöthigen, welche sittlich zweydeutig sind und kein ungetheiltes Zutrauen zulassen, gegen das Wesen, als Mensch im allgemeinen und im besondern als Mann betrachtet u. s. w. Sie können nicht Statt finden, weil sonst die Gestalt jener Vollendung ermangelte, die wesentlich zur Schönheit gehört, und sich in den Gefühlen offenbart, welche durch sie entstehen.

Ich fasse alles, was ich über diesen Gegenstand bemerkt und gedacht habe, in

der Erklärung zusammen, daß männliche Schönheit der reinste und lieblichste Styl der Natur in der Erscheinung der Mannheit für den Trieb und das Gefühl der Frauen ist. Dieses vorausgesetzt, habe ich wohl, ohne Tadel zu verdienen, über denselben Styl philosophiren, und dasjenige auszeichnen dürfen, was seine Lauterkeit stöhrt.

Ich erwarte über meine Vertheidigung Ihr freymüthiges Urtheil, und bin ganz vorbereitet, Ihnen meine Gedanken und Gefühle über den Ausdruck eines schönen weiblichen Kopfes im nächsten Briefe mitzutheilen. Die Untersuchung ist um Vieles leichter, als die vorige. Denn die weibliche Schönheit gehört vor unsern Richterstuhl, wie die männliche vor den ihrigen. Ich hoffe, die Stimmen beyder Geschlechter für meine Resultate zu vereinigen; (die Sklaven der Unnatur — es giebt ihrer leider unter Männern und Frauen viele genug — kommen gar nicht in Betrach-

sung; ihre Zustimmung würde für Widerlegung gelten).

Hoffentlich finden Sie in meinen Bemerkungen über den Ausdruck schöner Gestalten des weiblichen Geschlechts manche Bestätigung meiner Grundsätze über den schönen Mann, die Sie bestritten. — Leben Sie wohl.

Zweyter Brief.

So wie ich in Hinsicht des Ausdrucks in dem schönen Kopfe des Mannes die Uebereinstimmung des andern Geschlechts für meine Meynung voraussetzen konnte, so glaube ich die Urtheile aller Männer, die es, der Natur und Wahrheit gemäß, sind, auf meiner Seite zu haben, wenn ich bey der Untersuchung über den Ausdruck in der Gesichtsbildung des schönen Weibes mich eben so treu und streng an die Bestimmung beyder Geschlechter, und ihre daraus folgende Beziehung auf einander halte. Jede Philosophie über das Weib an und für sich selbst, ohne durchgängige Rücksicht auf den Zweck der Geschlechter und die natürlichen Bande, die

es an den Mann ketten, ist ein Hirngespinst, welches nur etwa in den düstern Winkeln der Schule Glück machen kann, aber als Lüge erscheint, so bald es von dem Lichte der wirklichen Welt beleuchtet wird.

Ich freue mich, Sie nicht erst für die Wahrheit empfänglich machen zu dürfen, daß Mann und Weib im Systeme der Natur durchaus als Wesen betrachtet werden müssen, die nur in ihrer wechselseitigen Beziehung auf einander ein Ganzes ausmachen, isolirt betrachtet, ohne Zweck, Sinn und Charakter sind. Die Fortpflanzung der Gattungen forderte die Verschiedenheit der Geschlechter; ihr Daseyn und ihre Allgemeinheit verbürgt ihre Nothwendigkeit im Plane der Natur. Die Menschengattung sollte auf eine Weise fortgepflanzt werden, die zugleich das Mittel der schönsten Entwickelung der höchsten und edelsten Anlagen der Menschheit wäre, und deßhalb mußten Mann und Weib so geeigenschaftet und

charakterisirt seyn, wie wir es finden. Von diesem Prinzipe muß alle wahre Philosophie über die Geschlechter ausgehen, und wer würde ihm nicht gern folgen, da es zu dem würdigsten Gesichtspunkte für die Menschheit hinführt, und uns jeden Abweg der Unnatur mit glücklicher Sicherheit vermeiden läßt?

Der Mann mußte nach der Rolle, die ihm für die Sache der Gattung und ihrer Fortpflanzung zugetheilt war, Eigenschaften bekommen, welche ihrer Natur nach leicht alles Verhältniß überspringen, sich in Ueberspannung verlieren, groben Egoism und romanhafte Schimären begünstigen, die theilnehmenden Neigungen ersticken, zur Härte und Fühllosigkeit hinführen. Jener Trieb nach Entwürfen, jener Unternehmungsgeist, jener Ehrgeitz, jener Muth, jene Energie, jene Kaltblütigkeit, die dem Manne wesentlich angehören, sie alle entarten nur zu leicht, werden excentrisch, und reißen den Mann über die Schranken der Natur und seiner

Bestimmung hinaus. Der Charakter eines Erzeugers und Vaters war also in der größten Gefahr, wenn nicht nahe und dem männlichen Herzen über alles theure Bande dasselbe in Grenzen halten, vor den Abschweifungen in die Irrwege wilder und zweckloser Wirksamkeit sichern, den Egoism vernichten, und Gefühle einer feinen Sympathie und Theilnahme an den Angelegenheiten der Menschheit erwecken konnten. Es mußte dem Manne als Theilnehmer an der anvertrauten Sache der Fortdauer der Gattung ein Wesen entgegen kommen, körperlich und geistig so fein organisirt, zu jedem Liebreitz gebildet, und zu allen sanften Gefühlen gestimmt, wie das Weib; ein Wesen, dessen sämmtliche Kräfte, Triebe und Neigungen nur im Kreise der Natur und der durch sie bestimmten Geschlechtsverhältnisse ihren Spielraum finden, nur innerhalb dieses mit Enthusiasm Liebe und Hingebung wirken, und nur durch unwiderstehliche Kunstgriffe der Verführung oder frühe Mißhandlungen der Er-

ziehung eine Tendenz zur Unnatur nehmen kann.

Sie fällten einst über Schillers Gedicht: Würde der Frauen, ein sehr hartes Urtheil. Unbekannt mit dem Werke selbst, konnte ich damals nichts zu seiner Vertheidigung erwiedern, obschon ich die Deutung, welche Sie demselben gaben, nicht im Geiste eines Dichters fand. Gegenwärtig habe ich es gelesen, und wenn ich auch das Gezwungene und Erpreßte der ganzen Composition nicht in Schutz nehmen möchte, so scheint mir dennoch der Vorwurf, den Sie dem Verfasser in Hinsicht des Inhalts machten, ihn gar nicht treffen. Vielmehr glaube ich, daß Sie den ganzen Gesichtspunkt verfehlt hatten. Sie sagten: „Schiller habe die Carrikatur des Mannes an die Seite des Ideals des Weibes gestellt, und so ein Werk gedichtet, für welches sich gar keine Begeisterung möglich denken lasse.“ Dieß wäre freylich nicht nur keine dichterische Idee,

sondern auch nicht einmal ein vernünftiger Zweck für irgend ein litterarisches Werk. Allein ich fasse Schillers Gedanken ganz anders, und finde eine tiefe Philosophie über beyde Geschlechter darin enthalten. Er faßt den Mann in der ganzen Stärke seiner Anlagen, aber auch zugleich mit dem ihm eigenen Hange, excentrisch zu werden; er schildert seine Entartung, wenn er, sich selbst überlassen, und durch die Gewalt der Liebe noch nicht gebändigt, seine Leidenschaften und Entwürfe verfolgt, das Ueberfliegende und Richtungslose in seinem Wünschen, Streben und Handeln, seine Uneinigkeit mit ihm selbst, seine Untreue und Empörung gegen die Natur. Ihm gegenüber stellt er das Bild der wahren Weiblichkeit, besingt das Weib, wie es, der Natur und seiner Bestimmung treu, in dem ihm angewiesenen Kreise der Wirksamkeit, Neigungen und Gefühle einheimisch bleibt; wie es durch seine Natürlichkeit und Liebenswürdigkeit den wilden Sinn des Mannes fesselt, ihn mit einem Zwange,

dem er frey und gern huldigt, unter die Gesetze der Ordnung beugt, und aus einem umherschweifenden Flüchtlinge in überirdischen Regionen in einen Bürger der wirklichen Welt und des häuslichen Lebens verwandelt. Darin findet der Dichter die Würde der Frauen, daß sie, körperlich dem Manne untergeordnet, durch den ihnen von Natur eigenen sittlichen Charakter, die Gesetzgeberinnen sind, ohne deren Einfluß der Mann, bey aller Hoheit seiner Anlagen, zur Unnatur und Unsittlichkeit herabsänke, ja im Grund sogar in ein wahres Unwesen ausarten könnte. Unstreitig ist dieß der Triumph des andern Geschlechts, ein Uebergewicht, bey welchem es nicht klagen darf, dem männlichen Geschlechte in der Ordnung der Schöpfung nachgesetzt worden seyn.

Daß übrigens Schillers Idee in diesem Gedichte nicht klar vorliegt, wie man es von einem Kunstwerke erwartet; daß die ganze Composition eher einer logischen Uebung, als einem Produkte der freyen

Erfindung des Genies ähnlich sieht; daß der Ausdruck ungleich, und nicht selten bis zur Dunkelheit verkünstelt ist, die Abwechselung des Sylbenmaaßes beynahe in das Lächerliche fällt; dieß alles unterschreibe ich, und befriedige mich bey dem Mangel eines vorzüglich dichterischen Werthes an dem philosophischen Gehalte der Gedanken.

Der Charakter des Weibes ist im Besondern zunächst darauf angelegt, die Bildung des männlichen Charakters durch edlen Geschlechtstrieb und Liebe zu vermitteln. Gemeiniglich rathen die Pädagogen dem Jünglinge den Umgang mit Frauenzimmern, um seine Lebensart zu gewinnen. Die Natur hat das Verhältniß des andern Geschlechtes zu dem unsrigen auf etwas Höheres angelegt; die Gemeinschaft mit demselben soll unsern mit leicht verführbaren Trieben und Anlagen begabten Geist gleichsam zügeln, ihm ein süßes und unüberwindliches Interesse einflößen, an seiner Bestimmung

im Plane der Schöpfung treu und gewissenhaft zu halten, Träume des Ehrgeitzes, und einer nur von richtungslosem Kraftgefühle herrührenden blinden Thatenbegier gegen eine wohlthätige Wirksamkeit für das Ganze der Menschheit und beyder Geschlechter aufzugeben; sie soll ihn, der außerdem sich so gern über die Grenzen der Menschheit erhübe, oder auch zu den Leidenschaften des Thieres herabsänke, auf der Linie seiner Natur und Würde erhalten, soll verhindern, daß er kein Unmensch werde: ein Schicksal, welchem er nicht entgeht, er möge nun über seine Gattung hinausstreben, oder sich unter sie erniedrigen.

Das Weib mußte, um diese große und ehrenvolle Bestimmung zu erreichen, den Mann durch seine Gestalt anziehen, unmittelbar auf ihn wirken durch die ganze harmonische Zusammensetzung seines Körpers und das Reitzende seiner sanften jugendlichen Blüthe, mittelbar durch den sittlichen Ausdruck in seiner

Physiognomie. Ich wende mich sogleich an diesen Ausdruck, und versuche zu bestimmen, wie er beschaffen seyn müsse, um in Vereinigung mit den übrigen Erfordernissen einen wahrhaft schönen Kopf zu bilden.

Die Schönheit des Weibes beruht nicht so sehr auf der Regelmäßigkeit und den unmittelbaren Reitzen der Form seines Körpers, als auf der von unschuldsvoller Bescheidenheit begleiteten Ankündigung eines sittlichen Werthes in der Sphäre des weiblichen Lebens, welche wesentlich zu einer schönen Gestalt gehört. Diese Ankündigung aber geht aus der Gesichtsbildung hervor, die man also als den Hauptsitz der Schönheit betrachten muß. Würde man wohl eine noch so richtig zusammengesetzte und blühende weibliche Figur schön nennen, deren Gesicht alles Ausdrucks ermangelte, oder doch nur einen sehr unbedeutenden Ausdruck besäße? Oder nennt man nicht vielmehr oft Frauenzimmer, deren Gestalt Fehler der

Composition besitzt, schon wegen ihrer liebenswürdigen zu dem Geiste und dem Herzen sprechenden Züge schön, und bezeigt dadurch unwillkührlich dem Ausdrucke, als der Seele des Schönen, seine Huldigung? — Das schöne Weib erregt den Geschlechtstrieb des Mannes; der Eindruck ihrer Gestalt geht in das Verlangen nach der innigsten Gemeinschaft mit ihr über. Allein indem sie eine so tiefe Wirkung auf seine Leidenschaft hervorbringt, kündigt sie ihm auch durch die stumme Sprache ihrer seelenvollen Züge an, daß ihre Hingabe nur der Preis seiner reinen und ungetheilten Liebe seyn kann. Indem er dieß in ihren Zügen liest, geht in seinem Herzen eine wunderbare Verwandlung vor: seine Triebe und Kräfte, die vorher richtungslos umherschweiften, drängen sich nun auf einen einzigen Beziehungspunkt hin, durch Liebe Liebe zu verdienen. Ihre Liebe ist aber nur dadurch zu gewinnen, daß er die Sphäre ihres Lebens mit ihr theilt, sein Glück mit dem ihrigen gleich setzt, jedes ihrer Schick-

fale wie das seine empfängt. Allein wird sie auch, fragt er, einer so treuen und aufopfernden Verbindung mit ihr in allen Verhältnissen, in die sie durch ihr Geschlecht gesetzt wird, entsprechen? Dieß verbürgt ihm die Fülle von Liebe, in der sich alle Züge ihrer Bildung verlieren, und die nach einem Gegenstande zu verlangen scheint, dem ihr Herz einzig in der Welt angehöre; dieß verbürgt ihm die Standhaftigkeit, welche die Kraft einer solchen Liebe verspricht, und der Ausdruck von stiller Beschränkung auf die Sphäre ihrer Weiblichkeit, ruhiger freudiger Wirksamkeit in dem Kreise ihrer kleinen Welt, und anspruchloser Demuth im Genusse innerer Selbstzufriedenheit. Staunen erregende Geistestalente erwartet und fordert er nicht, vollkommen befriedigt, daß er regen lebendigen Sinn für das Wirkliche und Gegenwärtige, eine sanftfeurige Phantasie und eine gesunde, nach schnellen richtigen Gefühlen wirkende Urtheilskraft in ihrer Physiognomie angekündigt findet.

Dieß ist der wesentlichste Ausdruck, der in der Gesichtsbildung des Weibes Statt finden muß, wenn sie Anspruch auf Schönheit haben soll. Er muß dem Manne in einer vollendeten reitzenden Form eine schöne weibliche Seele darstellen, muß seine Phantasie zu einem schwärmerischen Spiele unter lieblichen edlen Bildern eines glückseligen häuslichen Lebens erheben.

Ich rede hier von einer schönen Seele. Man ist sehr verschwenderisch mit diesem Begriffe, weil man so selten in seinen zarten Sinn eindringt. In den schönen Seelen stimmt alles harmonisch zum Endzwecke der Menschheit: zu edel, um sich von der verächtlichen Herrschaft des Egoism erniedrigen zu lassen, streben alle Neigungen derselben zum Guten und Wahren hin; jede Triebfeder des Willens spielt für das Glück der Erde und verschwisterter Seelen, und dieß nicht durch Lehre und Zucht, sondern aus Freyheit und angebohrner natürlicher Tu-

gendliebe und Sympathie. Die schöne Seele ist ein Werk der Natur; eben deßhalb heißt sie schön, weil sie, gleichsam wie die Rose, ungeleitet, und ohne fremde Vorzeichnung, ihre Blume entfaltet, und den Betrachter zur Entzückung hinreißt, ohne ein andres Verdienst zu haben, als der Natur, und dem moralischen Sinne, den sie ihr vor allen so zart, lebendig und kraftvoll einpflanzte, treu zu bleiben. Ein so edel gebohrnes und von seinem ursprünglichen Adel in der eigenthümlichen Sphäre der Weiblichkeit nie gewichenes moralisches Wesen ist die schöne weibliche Seele. Sie hat nicht erst ihre Bestimmung mühsam in der Dunkelheit eines verschlossenen Bewußtseyns ausspähen und in trockene Begriffe zusammenfassen, noch weniger sie aus einem Katechism der Moral auswendig lernen müssen; mit ihrem Selbstgefühle ist ihr moralisches Gefühl in gleichem Gange erwacht; sie ist mit ihrer Tugend aufgewachsen, ohne daran zu denken, daß sie tugendhaft werden wolle; ihre Tugend ist Eins

mit ihrem Leben, und begleitet jeden Pulsschlag. Fragt sie nicht um die Bestimmung des Weibes, nicht um das, was einem weiblichen Herzen Hoheit und Liebenswürdigkeit ertheilt, nicht um die Pflichten, die sie einst als Gattinn und Mutter zu vollbringen hat; sie würde vielleicht bey der Prüfung schlecht bestehen; sie ist das alles, aber vielleicht weiß sie es nicht; daher auch die unschuldvolle Demuth, die ihre schönsten Empfindungen und Handlungen begleitet, die Nichterhebung ihrer selbst bey der größten Hoheit des Charakters *).

*) Man glaube nicht, eine schöne Seele verdiene eine nicht eben große Achtung, weil sie der Natur so viel verdankt. Ihr ursprüngliches Wesen schon, als ein Inbegriff der edelsten Anlagen der Natur, kann ohne Verehrung nicht gedacht werden; allein was noch mehr ist, ihre freye Willigung in jede Pflicht, die ihre Bestimmung ihr auflegt, ihre Treue gegen die Natur, und ihre zarte Sorgfalt für ihre Unschuld verdienen die größte Achtung. Als eine schöne Seele gebohren zu werden, ist

In diesem Sinne nun kündigt der Ausdruck des schönen weiblichen Kopfes eine schöne weibliche Seele an, und übt dadurch eine unwiderstehliche Kraft auf das Herz des Mannes aus. Das Weib erscheint in der liebenswürdigsten physischen und sittlichen Vollendung zugleich; wie sollte sie das Wesen nicht fesseln, für welches sie geschaffen ist?

Ich nannte in meinem vorigen Briefe, und gewiß mit Ihrer Einstimmung, die Schönheit des Mannes den reinsten und lieblichsten Styl der Natur in der Erscheinung der Mannheit *) für den Trieb und

freylich kein Verdienst; allein die Schönheit seiner Seele zu erhalten, vor jeder Mißleitung zu sichern, und nach seinen Gefühlen des Guten und Edlen zu erhöhen, ist ein um so größeres, da die schönen Seelen bey ihrer natürlichen Tugendliebe auch eine Reitzbarkeit besitzen, die sie nur zu leicht der Verführung bloß stellt.

*) Man sieht aus dem Vorigen, daß ich unter Mannheit den Inbegriff derjenigen

das Gefühl der Frauen. Diese Erklärung geht unverändert auf die schöne weibliche Gestalt über, und wir dürfen ihr nur folgen, um ein Prinzip zu finden, nach welchem wir mit Leichtigkeit jeden unverträglichen Zug von Vollkommenheit des Vorstellungs- Begehrungs- und Gefühl-Vermögens von dem schönen Kopfe ausschliessen können.

Herrscht im schönen weiblichen Kopfe der reinste und lieblichste Styl der Natur in der sichtbaren Darstellung der Weiblichkeit für den Trieb und das Gefühl der Männer, so darf sich in demselben kein Zug finden, der dem natürlichen Charakter des Geschlechtes, in seiner wahren Würde gedacht, fremd wäre, keiner, welcher den sittlichen Gehalt des Wesens zweydeutig machte, keiner, wel-

Vollkommenheiten verstehe, die nach der Bestimmung des Mannes im Plane der Natur ihm zukommen sollen. Dasselbe verstehe ich in Beziehung auf das weibliche Geschlecht unter Weiblichkeit.

chen die Wirkung des Ganzen durch ein widriges Gefühl stöhrte, indem er die Seelenkräfte zu einer andern Thätigkeit reitzte, als ihr Spiel beym Genusse des Schönen ist.

Sie sehen, es kommt auch hier nur darauf an, einem Gefühle, dessen Daseyn wohl Niemand läugnen wird, seine Bestimmtheit und Reinheit zu sichern, und dem Mißbrauche entgegen zu arbeiten, den man sich so häufig mit dem Prädikate der Schönheit besonders in Beziehung auf weibliche Gestalt erlaubt. Möge dieses immer vielen eine Spitzfindigkeit scheinen; es ist keine: die Untersuchung führt auf die interessantesten Wahrheiten über die Geschlechter zurück, und leitet zu feinen und unterhaltenden Beobachtungen über den Sinn und die Wirkung weiblicher Physiognomien und die verschiedenen so sehr abweichenden Urtheile darüber.

Lassen Sie mich im nächsten Briefe (der jetzige dürfte, noch verlängert, Ihre

Geduld zu sehr prüfen) einige Bemerkungen über diesen Gegenstand auszeichnen, welche mir für jeden wichtig zu seyn scheinen, dem die Gefühle der menschlichen Seele, und die oft auf den ersten Blick so räthselhaften Urtheile des Geschmacks nicht gleichgültig sind. Vielleicht dürfte auch der bildende Künstler darin manche Veranlassung finden, über die Anlegung und Ausführung weiblicher Gestalten besonders in Hinsicht des Ausdrucks weiter nachzudenken. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Der schöne weibliche Kopf kündigt durch eine liebliche Gestalt an, daß die Seele, die aus ihm spricht, ihrer Weihe für ihre Bestimmung treu ist, verräth ein inneres heiliges Leben voll Natur, und freyer inniger Liebe zu allem Wahren, Guten und Schönen in der Sphäre ihrer Weiblichkeit. Dadurch ist der Ausdruck von Geist, Willen und Gefühl begrenzt, welcher allein in ihm herrschen kann und soll.

Jeder Zug, welcher das Weib außerhalb den Grenzen seiner Weiblichkeit darstellt, ist ein Zug der Unnatur, und kann mit der Schönheit des weiblichen Kopfes nicht bestehen, eben so wenig irgend ein

Zug, welcher das Zutrauen zu der Seelengüte desſelben einſchränkt, alſo z. B. nicht:

1) in Hinſicht des Vorſtellungsvermögens;

a) der phyſiognomiſche Ausdruck einer wilden feurigen Phantaſie, und einer herrſchenden Schwärmerey.

Die Phyſiognomie des Weibes, welche ein treues Halten an ihrer Beſtimmung auf eine liebenswürdige Weiſe andeuten ſoll, muß einen lebendigen in Gegenwart und Wirklichkeit einheimiſchen Sinn ausdrücken. Der Mann, der, nach dem Ganzen ſeiner Verhältniſſe, nicht mit ſo heißer zärtlicher Liebe an ſeinen Kindern hangen ſollte und dürfte, wie das Weib, der Mann, den der Umfang ſeines Geiſtes ſo oft auf Gegenſtände richtet, die ihn von ſeinem häuslichen Kreiſe entfernen, den ſein Beruf nicht ſelten in die weite Welt reißt, und von dem

trennt, was ihm das Liebste der Erde ist, er fordert von dem Weibe (und dieß sagt schon vor deutlicher Entwickelung der Begriffe die Stimme seiner Gefühle), er fordert von ihm eine freye und natürliche Beschränkung auf den Kreis des häuslichen Lebens, und sucht im Antlitze des Mädchens den Zug, der ihm jene Beschränkung ankündige. Aber der Ausdruck einer Phantasie, die immer beschäftigt ist mit Bildern der Vergangenheit und des Abwesenden, einer Dichtungskraft, die im Spiele unter schwärmerischen Vorstellungen ihre höchste Wollust findet, macht die Natürlichkeit des Weibes und ihre Treue für ihre Bestimmung wenigstens verdächtig. Wird sie nicht vielleicht in fernen Sphären phantasiren, wenn ihr ganzes Herz auf den Kreis der Gegenwart beschränkt seyn sollte?

Indessen gilt dieses nur von dem Zuge einer herrschenden Phantasie, und einer herrschenden Liebe zur Schwärmerey. Denn jeder weiß, daß ein gewis-

ser Anstrich sanfter Schwärmerey in einem schönen weiblichen Kopfe ungemein viel zur Erhöhung der Schönheit beyträgt. Ein gemäßigter Grad davon harmonirt auch sehr gut mit der weiblichen Bestimmung, und verschmilzt mit dem Zuge von Liebe, welcher in der schönen Physiognomie herrschend ist, zu einer entzückenden Wirkung. Sollte es wohl dem Charakter einer schönen weiblichen Seele widersprechen, sich in einem schmeichelnden Spiele unter Bildern häuslichen Glücks, unter Scenen der Geliebten, der Braut, der Gattinn und Mutter zu verlieren? Gewiß, eine solche Schwärmerey innerhalb der Grenzen der weiblichen Bestimmung trägt unendlich viel dazu bey, die Schönheit der weiblichen Seele zu erhöhen, und ihr auch ihre liebsten Pflichten noch lieber zu machen. Mahle sich also immer eine sanfte Schwärmerinn von Mutter die Zukunft ihres Erstgebohrnen, und den glücklichen Verlobungstag der aufknospenden Tochter; dieß führt sie nicht von der Natur ab; es erneuert und

verstärkt ihre Huldigung für ihre Bestimmung.

b) Der Zug des abstrakten Denkens und des Tiefsinns.

Dieser Zug steht in geradem Widerspruche gegen alle Züge, die dem schönen weiblichen Kopfe wesentlich sind. Es ziemt dem Weibe nicht, ihre Denkkraft an Gegenständen der übersinnlichen Welt zu ermüden, und durch spekulative Erforschungen bis an die ersten Gründe der Dinge hinzudringen, ja es ziemt ihm nicht einmal das Streben nach einer durchgängigen Deutlichkeit im Denken. Das Letztere dürfte bezweifelt werden. Allein man gehe nur wieder auf die Bestimmung des Weibes zurück, und man findet, daß es in tausend Fällen nach glücklichen Gefühlen und richtigen Aussprüchen der sogenannten gemeinen Menschenvernunft handeln muß, weit entfernt, sich auf den langsamen

Gang einer alles zur Deutlichkeit erhebenden Denkkraft verlaſſen zu können.

c) Der Ausdruck eines herrſchenden Hanges zum Witze und herrſchender komiſcher Laune, nicht minder des ſatyriſchen Geiſtes.

Dieſe Ausdrücke ſämmtlich machen den natürlichen ſittlichen Charakter des Weibes verdächtig. Wird wohl ein Weib, geſtimmt für Witz, Spott und Satyre, mit vollem Intereſſe im Kreiſe ihrer Beſtimmung wirken, wird ſie bey jenen Talenten der innigen nie erkaltenden Liebe fähig ſeyn, die im Herzen der Geliebten, der Gattinn, der Mutter glühen ſoll? Geſetzt auch, es wäre dieß möglich, und würde durch Beyſpiele der wirklichen Welt beſtätigt, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß jene Ausdrücke den Zug von Liebe, Sympathie und Häuslichkeit wenigſtens in zweydeutige Schatten ſtellen, der die Wirkung des ſchönen weiblichen Kopfes vorzüglich beſtimmt, den Zug von Demuth.

und Unschuld aber ganz vernichten. Witz, komische Laune und satyrischer Geist drükken sich jederzeit begleitet von Zügen des Egoism und Uebermuths in männlichen und weiblichen Physiognomien aus.

2) In Hinsicht des Begehrungsvermögens;

a) Der Ausdruck irgend einer wilden aus Selbstsucht entspringenden Leidenschaft.

Im schönen weiblichen Kopfe drückt sich die Fülle theilnehmender Neigungen aus: jeder Zug muß empören, der Leidenschaften ankündigt, die auf Befriedigung einer herrschenden Sinnlichkeit und des Egoism gehen; Leidenschaften, deren tiefer Schlaf die schöne Seele vorzüglich charakterisirt. Eine wollüstige Physiognomie ist also nie eine schöne, und wenn alle übrige Züge vollendet wären.

b) Der Ausdruck einer furchtbaren Stärke des Willens und der Vorsätze.

Dieser macht den sittlichen Charakter des Weibes im Anblicke noch viel zweydeutiger, als den des Mannes, und kontrastirt gegen alle Züge der Weiblichkeit auf die widrigste Art.

c) Der Zug eines in sich zurückgehenden Strebens nach Geschlechtslust.

Dieser verrätherische Zug einer unnatürlichen, verächtlichen Leidenschaft. Lassen Sie mich von ihm schweigen. Sie haben meine Bemerkungen darüber in dem Versuche: Mann und Weib. Möchten sie beytragen, die Anzahl der Unglücklichen zu mindern, welche die Brandmark des Lasters auf dem Angesichte tragen, aus welchem Natur und Unschuld hervorschimmern sollten, und die den Kenner des Herzens und der Physiognomie gewiß nur selten täuschen.

3) In Hinsicht des Gefühlvermögens;

a) Der Ausdruck irgend eines fortdauernd herrschenden Gefühls, es sey nun ein Genuß oder ein Leiden.

Es giebt weibliche Köpfe, welche eine beständige Entzückung, oder eine nie endende Schwermuth sprechen. Kein solcher Zug verträgt sich mit der Schönheit. Der erste ist eine physiognomische Lüge (denn der Zustand ist unmöglich), und grenzt an den Ausdruck der höchst genießenden Wollust; der zweyte deutet Gemüthskrankheit an, und stöhrt also die Wirkung aller übrigen Züge. Ein leiser Anstrich von Schwermuth mag indessen auch bey einem schönen weiblichen Kopfe interessiren; der Grad läßt sich aber nur fühlen, bis auf welchen dieser Zug getrieben seyn darf, ohne dem Ganzen zu schaden.

b) Eben so wenig der Zug eines kränkelnden Durstes nach Gefühlen.

Für Viele ein Lieblingszug unsers Zeitalters, immer ein Verräther leiblicher

oder geistiger Ausschweifung, wenigstens eines herrschenden Luxus und einer entnervenden Weichlichkeit. Die Freunde dieses Zuges pflegen ihn des Wohlklangs halber mit dem Nahmen des Schmachtenden zu bezeichnen, wogegen Niemand etwas haben wird, wenn man nur erlaubt, hinzuzudenken, daß dieses Schmachten nicht vom Entbehren, sondern vom Uebermaaße des Genusses herrührt. — Zuweilen ist dieser Zug auch erkünstelt, und nichts als ein Werk der Affektation; auch so stimmt er eben so wenig mit dem Ausdrucke der Schönheit zusammen, denn Verstellung und erkünstelte Mienen vertragen sich nicht mit der Offenheit der Unschuld.

Verschiedene von diesen physiognomischen Ausdrücken haben noch das Eigenthümliche, daß der Anblick und die Betrachtung derselben die Kräfte der Seele gewaltsam in eine Stimmung und Thätigkeit versetzt, die sich mit dem Spiele derselben nicht natürlich vereinigen läßt,

welches durch eine reine Schönheit so frey, und doch so harmonisch und wohlthuend in uns erregt wird. Man stelle sich einen weiblichen Kopf vor, der bey allen übrigen Erfordernissen der Schönheit einen starken Ausdruck einer glühenden Phantasie besäße, würde nicht durch diesen allein der Zustand unmöglich, den außerdem die Vereinigung aller Züge bewirken müßte? wäre sein Effekt nicht eine wahre Dissonanz in der entzückenden Harmonie der Form? Könnte man die gewaltige Wirkung des Feuers der Einbildungskraft mit den sanfen Wirkungen der Unschuld, Demuth, Einfalt und Hingebung in einem Gefühle zusammen fassen, welches nicht widersprechend, unnatürlich, und eben darum widrig wäre? Oder wie ließe sich die ernste gewaltsame Stimmung, in welche uns die Betrachtung des Zugs von Tiefsinn und angestrengter Beschäftigung mit abgezogenen Ideen versetzt, mit der schmelzenden Empfindung von Zärtlichkeit vereinigen, welche der Aus-

druck von Liebe erregt, der in der ganzen Gesichtsbildung herrschen soll?

In der Menschengestalt, dem vollendetesten Kunstwerke der Natur, mußte durchaus Einheit herrschen; der Kopf, der Hauptsitz des sittlichen Ausdrucks, erfordert es, wenn er schön seyn soll, ohne Nachlaß. Jeder sprechende Zug von Geist oder Herz nöthigt den Betrachter, sich die Eigenschaft, auf die er deutet, auf eine Weile einzubilden; dieß geschieht nur dadurch, daß er sie in sich selbst hervorbringt, sich also z. B. in die Thätigkeit des Scharfsinns, der Schwärmerey, des Witzes, der spekulirenden Vernunft versetzt. Es ist sehr natürlich, daß es gewissermaaßen eine Marter für die menschliche Seele ist, durch eine Reihe entgegengesetzter oder doch nur gewaltsam vereinbarer Stimmungen durchzugehen, und sie zu dem Ganzen eines Zustandes zu vereinigen. Sie fühlt sich gemißhandelt und tyrannisirt, da sie doch berechtigt ist, Einwirkungen zu erwarten, welche ihren Na-

turgesetzen gemäß sind. Man erinnre sich des Beyspiels von Menschengesichtern, die auf der einen Seite lachen, auf der andern jammern, deren obere Hälfte Tiefsinn, die untere Muthwillen ausdrückt, deren eines Auge Geradheit und Offenheit, das andre Schiefheit und Tücke ankündigt. Niemand kann sie betrachten, ohne einen gewissen Schmerz zu empfinden, der blos dadurch entsteht, daß den Gemüthskräften des Betrachtenden zu gleicher Zeit ein gedoppeltes und widersprechendes Spiel zugemuthet wird *). —

Ich ende hiermit; denn ich habe gefunden, daß man sich leicht in Spitzfindigkeiten, Einseitigkeit, und, ich möchte sagen, eine Art von Schwärmerey verliert, wenn man solche Betrachtungen über

*) Diese Gefühle gehören unter die Leiden des Geschmacks, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf; eine Klasse der unangenehmen Gefühle, die noch wenig aufgeklärt und behandelt ist, und es doch so sehr verdiente.

ästhetische Gefühle zu sehr in das Einzelne und Feine verfolgt. Ueberdem läugne ich nicht, daß Physiognomik zu meinen liebsten Steckenpferden gehört, und es ist möglich, daß ich zuweilen dem guten Thiere zu viel Freyheit erlaube. Ihr Tadel wird mir höchst willkommen seyn; denn mein Kopf wird nie überdrüssig, neue Verbindlichkeiten gegen Sie aufzunehmen. Leben Sie wohl.

VI.

Gemählde

aus der

Thüringisch-Meißnischen Geschichte.

I.

Margarethe von Thüringen.

Ich stand auf der Wartburg. Der Tag war trüb und schaurig. Schwere Wolken hingen über den Bergen. Die Landstrassen von Frankfurt und Cassel waren einsam. Das Ritterhaus stand schweigend und abgesondert über dem düstern Ganzen.

Heute bin ich es werth, dich zu sehen, Geist der unglücklichen Margarethe! Fünf Jahrhunderte liegen zwischen dir und mir, aber deine Geschichte spricht laut durch die Jahrhunderte. Unglückliche! ich werde dich verstehen. Menschenfeindlich ist meine Stimmung, und auch du bist noch nicht mit der Menschheit versöhnt.

Hier, unweit der Mauer wo du rettend entkamst, schreibe ich deine Geschichte! Laß mich mit dirallein seyn, seliger Geist, und laß nur mich und dich, und die einsame Natur um dieses Denkmal wissen!

Der Glanz der höchsten Abkunft strahlte um Margarethens Wiege. Sie war die Tochter Kaiser Friedrichs des Zweyten und der Prinzessinn Isabelle von England. Von diesen ward sie wahrscheinlich 1241 gebohren. Noch konnte sie ihren Vater kaum nennen, als ihr Vater sie verlobte. Im Jahr 1242 kam der Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meissen mit einem glänzenden Gefolge von Rittern und Knappen an das kaiserliche Hoflager, und warb für seinen Sohn Albrecht um Margarethen. Auch Albrecht war erst zwey Jahre alt, und so schlossen fremde Hände den Bund des Lebens für die, die kaum noch das Leben empfanden. Die glänzendsten Vortheile für das Meißnische Haus bezeichneten sogleich das Jawort des Kaisers und die getroffene Verbin-

dung. Der Kaiser ertheilte dem Markgrafen von Meissen noch in diesem Jahre die Eventualbelehnung mit Thüringen auf den Fall des unbeerbten Absterbens des jetzigen Landgrafen, welches einige Jahre darauf wirklich erfolgte, und über dieß bestimmte er seiner Tochter die Burggrafschaft Altenburg nebst dem ganzen Pleißnerlande zum Brautschatz. So erwarb das Meißnische Haus durch Margarethens Hand zwey der schönsten Gegenden Deutschlands. Inzwischen blieb die Verlobte bis ins vierzehnte Jahr am Hofe ihres Vaters. Aber ihre Mutter war bey ihrer Geburt gestorben; ihr Vater schwärmte in Italien, und bestand da das Abentheuer des Longobardischen Königreichs, und so war ihre Bildung ganz in ihre eignen Hände gegeben. Die nahe Aussicht auf Glück und Liebe weckte und lenkte diese Bildung. Ihr Bräutigam war jung und mit ihr von gleichem Alter; alle Hoffnungen auf Freude lagen auf der kaum geöffneten Bühne ihres Lebens. In ihrem vierzehnten Jahre

(1455) ward die Verbindung vollzogen. Sie fiel in die Zeit, als heftige Streitigkeiten über den Besitz von Thüringen den Vater ihres Gemahls beschäftigten, indem die Gräfinn Sophie von Brabant mit gewaffneter Hand es dem Markgrafen zu entreißen drohte, und unter diesen Streitigkeiten bildete sich der junge Albrecht zum rüstigen Kriegsmann aus. Pflicht und Liebe theilten das unverdorbne Herz des Jünglings. Von den Stürmen seines Vaterlands erholte er sich am Herzen seiner Margarethe, und vier schöne Kinder bestätigten bald nach einander den ununterbrochnen Frieden ihrer Verbindung. Beyde in einem Alter von zwanzig Jahren, in der gesegnetesten Gegend Deutschlands, an einem glänzenden Hofe, geliebt von ihren Eltern und schon glücklich durch eigne Kinder, was hätten sie da noch vermissen sollen? Um den wackern Sohn für seine bisherigen Dienste zu belohnen und zu künftigen zu ermuntern, übergab der Vater Albrechten im Jahr 1262 die Regierung von Thüringen, und Mar-

garethe wurde also jetzt Landgräfinn von Thüringen. Es war ein schweres Geschäft, die Regierung eines von Feinden angefochtenen Landes im zwey und zwanzigsten Jahre zu übernehmen: es zeigte von dem Vertrauen des Vaters und von dem Betragen des Sohnes. Rettung des Landes, das jetzt sein eignes war, gänzliche Befreyung desselben von Feinden, mußte von nun an sein eifrigstes Geschäft werden; er mußte das ihm anvertraute Pfand einlösen oder in seiner Pflicht erliegen. Noch immer nämlich suchte der Herzog Albrecht von Braunschweig, der Bundesgenosse Sophiens von Brabant, Thüringen den Meißnischen Fürsten zu entreißen, und der große Erbschaftsstreit war noch nicht entschieden. Endlich im Jahre 1263 überfällt der neue Landgraf den Herzog in seinem Lager zwischen Halle und Wettin unvermuthet, nimmt ihn gefangen, zerstreut sein ganzes Heer, Sophie wird dadurch alles Beystands beraubt, und Thüringen durch den einzigen Tag auf ewig für Meissens Beherrscher

gerettet. Dieß that Albrecht, Margarethens Gemahl; so war Albrecht Margarethens Gemahl; der Bund mit Margarethen war auch der Bund mit der Tugend.

Nach Bekämpfung des Feindes lebte er einige Jahre glücklich auf der Wartburg, und schaute von da aus stolz und ruhig in das gerettete Land. Der Vater Heinrich wohnte in Meissen, Dietrich, sein Bruder, zu Landsberg, er auf der Wartburg: ein festes Familienband hielt sie alle; aber das Band, das ihn an Vater und Bruder, an Söhne und Gattinn knüpfte, zerriß, denn Kunigunde von Eisenberg erschien am Hofe.

Mit allem Reitz der Jugend betrat Kunigunde, als Hofdame der Landgräfinn, die schlüpfrige Bahn des Hofes. Die Burg, wo erst vor wenig Jahren die Minnesänger in lieblichem Wettstreit der Liebe und Freude gehuldigt hatten, war das eigentliche Gebiet der Schön-

heit: jetzt schien das Ideal jener Sänger gefunden, und die Schönheit schien, geweckt durch ihre Gesänge, auf den Boden der Dichtkunst herabzuschweben.

Was aber die Natur Kunigunden an Schönheit der Form gegeben hatte, das hatte sie ihr an Geist und Herzen entzogen. Wild, leidenschaftlich, wollüstig, kannte sie kein Gesetz, als das der Sinnlichkeit; und die Ansprüche des Körpers waren bey ihr die einzigen gültigen. Indessen zu dem Landgrafen ihre Augen zu erheben, wagte doch die Ehrfurcht der Unterthanin nicht: der Landgraf selbst mußte die leicht zu erweckenden Wünsche ihres Herzens wecken.

Jeder Neigung des Mädchens ward durch die Anträge des Landgrafen geschmeichelt, und jedes sinnliche Interesse fand sich in diesem Ziele vereinigt. Wäre der Landgraf ein gemeiner Wollüstling gewesen, so war ein Sieg über ihn weder Opfer noch Triumph; so aber schien er

wie aus einem langen Schlafe erst auf Kunigundens Stimme zu erwachen, und sie allein schien fähig, den Zauberkreis zu zerstöhren, worin ihn seit zwölf Jahren Gattinn und Kinder gefangen hielten. Sie war aus gutem, aber wie es scheint armen adlichen Hause; so manche andre in Thüringen standen höher, so manche waren ihr gleich: die Wahl des Landgrafen konnte sie über alle erheben, und sie konnte um so sicherer herrschen, weil nicht das Herkommen, sondern die Liebe sie auf den Thron setzte.

Diese Gedanken ließen Kunigunden keinen Augenblick über ihren Entschluß zweifelhaft, und sie warf sich, ohne Priestersegen, in die Arme des Landgrafen. Anfangs wollte sie gewiß die Landgräfinn ruhig neben sich herrschen lassen, und sie machte ihr einen Namen nicht streitig, dessen Rechte auf sie übergegangen waren. Aber auch der Glaube an ihre Alleinherrschaft sollte wahrscheinlich nicht zerstöhrt werden, und sie sollte nichts von einer

Theilung wissen, die so ganz auf Kosten des alten Besitzers ging. Woraus indeß die Landgräfinn am ersten auf einen Wechsel in den Neigungen Albrechts schließen konnte, das war in seinem ganzen äußern Betragen. Der Friede, der über der Wartburg geschwebt hatte, war dahin: das Gefühl der unrechtmäßigen Leidenschaft brachte sein Blut in wilde Unordnung, er sehnte sich nach Krieg und Fehde. Er band mit seinem Bruder Dietrich von Landsberg an; sie eilten mit großen Kriegsheeren gegen einander; der Bischof von Naumburg versöhnte sie wieder. Mit der zunehmenden Leidenschaft verschwand nach und nach jedes Gefühl für Schonung, und bald wurde der Schleyer der Heimlichkeit ganz von der neuen Verbindung abgerissen, denn Apitz wurde gebohren.

Mit allen Schrecken der Gewißheit sah jetzt die Landgräfinn ihr verändertes Schicksal, und sie stand in dumpfer Trauer zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Die Oeffentlichkeit, welche jetzt die neue Geliebte selbst ihrer Verbindung gab, die Oeffentlichkeit, mit der ihr Sohn in derselben Burg an der Seite der Söhne der Landgräfinn auferzogen wurde, der ganze veränderte Geist unter den Bewohnern der Wartburg, dieß alles mahnte sie laut an verlorne Liebe, und jeder kalte Tribut von Höflichkeit, den ihr noch der Hof zollte, war nur eine schonende Zurücknahme der genoßnen Verehrung. So traurig diese Lage war, so beschloß sie doch ruhig auszuharren, und die Anerkennung der großen Ansprüche auf Achtung und Liebe, die sie hatte, nicht von Zwang, sondern von Rückkehr und Reue zu erwarten. Der Zustand, glaubte sie, konnte nicht dauern; er konnte nicht neben seinen vier Kindern leben, ohne sich an ihre Mutter zu erinnern, und wenn die Buhlerinn ihr leichtes Spiel von Eroberungskünsten durchspielt hatte, mußte die alte Liebe ihr heiliges Recht behaupten.

So sehr aber auch Margarethe hierin auf Albrechts bessere Empfindung rechnete,

so geschickt wußte Kunigunde diese durch alle die Mittel zu betäuben, die nur immer Sinnlichkeit an die Hand biethen konnte. Aber auf diesem Wege wurde zugleich Kunigundens eignes Verderben vollendet, und indem sie den Landgrafen im ewigen Taumel der aufgereitzten Leidenschaft erhielt, fiel sie selbst immer mehr in Ueberspannung und Laster. Die letzten Regungen des Zartgefühls waren überstanden; das Mährchen von Tugend war vergessen; was hätte sie sich noch vor irgend einer Handlung fürchten sollen, so bald sie sie einen Schritt vorwärts zur Herrschaft brachte?

Auch der Landgraf wurde bald den äußern Anstand überdrüssig, den er doch immer gegen Margarethen beobachten mußte, und der stete Anblick ihrer Trauergestalt rührte ihn zwar nicht, aber er belästigte ihn. Der Landgraf und Kunigunde begegneten sich in ihren Wünschen; aber auf einem öffentlichen Wege war Margarethen nicht beyzukommen. Eine Gewaltthätigkeit gegen die Kaisers-

tochter, eine Vertreibung der, die ihm Thüringen zugebracht hatte, hätte Vater und Bruder, hätte jeden getreuen Thüringer, hätte selbst Deutschland empört. Still und heimlich mußte das Verbrechen seyn, und indem es seine Wirkung gewiß erreichte, mußte der Urheber davon doch das Recht behalten, selbst darüber erstaunt zu scheinen. Das stillste Mittel schien ihnen freylich Vergiftung, aber man konnte sich der Fürstinn nur durch ihre Bedienten nähern, und die Treue dieser Leute war unbestechbar. Man wandte sich also an den Aberglauben, und hüllte die blutige That in die Finsternisse des Zeitalters. Ein armer Eseltreiber, der täglich auf seinen zwey Eseln Lebensmittel auf die steile Wartburg brachte, ward zu der Ausführung des Unternehmens erkohren. Schwört mir, rief ihm der Landgraf zu, daß ihr niemanden etwas von dem entdecken wollt, was ich euch sagen werde! Der arme Treiber schwor. Eine große Belohnung harret euer. Ihr sollt die Landgräfinn ermorden! Jener verstummte.

Eine große Belohnung harret euer. Ihr erdrosselt sie diese Nacht, und morgen sagen wir, sie sey vom Teufel erwürgt! Der gebieterische Ton des Landgrafen, die Unterwürfigkeit des Leibeignen, alles hätte hier den Widerstand vergeblich gemacht, und er gelobte. Mittel und Wege wurden verabredet. Es war die Nacht vom 23. auf den 24. Juny 1270. Die ganze Natur schlummerte: Margarethe schlummerte: es war kein Lebenslaut in der Wartburg. Der Mörder trat in das Zimmer der Landgräfinn: Margarethe schlummerte ruhig. Erwacht, erwacht! rief auf einmal eine Stimme der Verzweiflung, Gott erbarme sich über euch und mich, ich soll euch ermorden! Kunigunde war der Landgräfinn erster Gedanke. Auf einmal lag der Mörder zu ihren Füßen. Nein! nein! ich werde euch nicht ermorden, aber ihr müßt fliehen, fliehen ihr und ich, sonst sind wir beyde des Todes. Man denke sich die tausend Empfindungen, die jetzt Margarethens Seele bestürmten. Sie war nur

für den Augenblick gerettet, denn wie sollte sie aus der Wartburg, wie sollte sie durch die Thore und Brücken, die den Zugang dieser Veste versperrten? Die Zimmer ihres Hofstaats waren unweit der ihrigen; sie bat den Treiber, ihren treuen Oberhofmeister, den Ritter von Vargula, zu wecken, und mit Thränen beschwor sie diesen um seinen Rath in der schrecklichsten Lage ihres Lebens. Auch er rieth zur Flucht. Aber hier konnte guter Rath allein nichts helfen. Auf dem gewöhnlichen Wege der Wartburg konnte sie nicht fliehen, ohne verrathen zu werden, die andre Seite aber war so steil, daß sie weder zu Fuße noch mit Pferde und Wagen herabkommen konnte. Verzweiflung gab dem Ritter den kühnen Vorsatz, sie auf dieser ungebahnten Seite an Stricken den steilen Felsen herabzulassen, und er drang in sie, diesen gefährlichen aber einzigen Rettungsweg zu genehmigen. Die dringenden Bitten ihres Freundes, die Aussicht auf jede Verfolgung, im Fall sie bliebe, selbst die Ret-

tung des armen Treibers, die nur durch die Flucht möglich war, alles bestimmte sie, den äußersten Schritt zu wagen. Vargula eilte sogleich alle Vorbereitungen zu treffen; zwey ihrer treusten Dienerinnen sollten sie begleiten: sie raffte ihre besten Kostbarkeiten zusammen; der Augenblick war da. Jetzt überfiel auf einmal das ganze Gefühl der Trennung Margarethen, und sie konnte nicht fort, ohne ihre Kinder zu sehen. Ihre Tochter Agnes und ihr ältester Sohn Heinrich waren weit von ihren Zimmern entfernt: aber ihr Mittelster, Friedrich, und der Jüngste, Dietrich, schliefen in ihrer Nähe. Friedrich war immer ihr Liebling gewesen; er war jetzt zwölf Jahr alt, und auch das Herz des Knaben hatte immer mit ungetheilter Liebe an der Mutter gehangen. Sie ging, um auf ewig Abschied zu nehmen. Vargula beschwört sie, den Kindern nichts von ihrer Trennung zu sagen; sie will sie nur sehen, aber der Anblick der schlummernden Kleinen überwältigt ihr Gefühl. Sie weckt sie unter tausend Küs-

sen, sie sagt ihnen mit tausend Thränen, daß sie auf kurze Zeit von ihnen gehen würde, sie würde aber bald, bald wiederkommen. Vargula beschwört die Kinder nur bis morgen ruhig zu seyn. Die Kinder scheinen das Geheimniß der Trennung zu ahnden, sie halten die Mutter fest umklammert. Umsonst bittet sie Friedrich, ihm zu sagen, wohin sie gehe, umsonst Dietrich, doch diese Nacht noch da zu bleiben; die Hand des Schicksals zieht sie unaufhaltsam fort. Jetzt fühlt sie zum erstenmal, daß sie den Kindern alles sey; jetzt fühlt sie, bey welchem Vater sie sie zurück lasse, und der bitterste Schmerz tritt an die Stelle der Wehmuth. Sie zieht Friedrichen stürmisch an sich, und in einer Art von Verzweiflung beißt sie ihn in die rechte Wange; ein Biß, wovon er auf immer in der Geschichte den Namen des Gebißnen behalten hat. Laßt mich, ruft sie, ich will sie zeichnen, daß sie auf ewig an diese Trennung denken! Endlich reißt man sie los; das Glück ihres Lebens bleibt hinter ihr zurück, und das Band

der Natur liegt zerrissen zu den Füßen der Fliehenden.

Es war noch tief in der Nacht, als sie glücklich am Fuße des Felsen ankam, mit ihr ihre zwey Dienerinnen und der ehrliche Treiber, und ihr erstes Gefühl war Dank gegen ihren Retter, der oben auf der Wartburg, uneingedenk der Gefahr, im Fall er als Theilnehmer entdeckt würde, des schönsten Selbstbewußtseyns genoß. Aber sie mußte vorwärts, immer weiter von den Händen ihrer Verfolger. Sie ging den übrigen Berg herab bis nach Kreynberg, einem Schlosse des Abts von Hersfeld, wo sie der Amtmann, sehr überrascht die Landgräfinn von Thüringen vor sich zu sehen, sogleich weiter nach Fulda bringen ließ. Auch in Fulda verweilte sie nicht, sondern der Abt ließ sie sogleich auf ihr Bitten weiter nach Frankfurt führen. Hier fand sie die liebreichste Aufnahme, und die biedern Bürger der Reichsstadt wetteiferten, um die Tochter ihres vorigen Kaisers durch

Liebe und Theilnahme zu ehren: aber sie fragte nichts mehr nach den Freuden der Welt; ihr Ziel schien vollendet. Sie ging, aller Vorstellungen ungeachtet, in das dortige Katharinenkloster, und starb hier zwey Monate darauf, am 8. August, an den Folgen des Grams. Viele Messen wurden ihr gelesen, viele Verwünschungen trafen Kunigunden, aber stolz schwebte der hohe Geist, unbekümmert um Albrecht und Kunigunden, über ihren Kindern.

II.

Friedrich und Dietzmann,

oder

Die Rettung des Vaterlandes.*)

(Fortsetzung von Margarethe von Thüringen.)

Den Kampf zweyer edlen Söhne gegen einen unnatürlichen Vater für Rettung des Vaterlandes, ein schönes Denkmal deutscher Kraft, sey mir in der Geschichte Friedrichs und Dietzmanns aus dem Meißnisch-Thüringischen Fürstenstamme auf-

*) Der Freund der Vesta wird dieses zweyte Gemählde verzeihen, welches nicht in ihren geweihten Kreis gehört. Aber ich durfte die Geschichte nicht unterbrechen.

zuſtellen erlaubt. Genius des Vaterlandes! ich weihe es dir, mit wärmerm Herzen hat dir noch keiner Opfer gebracht.

Der Tod der Landgräfinn Margarethe einige Monate nach ihrer Flucht war die fröhlichſte Nachricht, die Albrecht und Kunigunden auf der Wartburg treffen konnten. Zwar waren ſie ſchon durch ihre Flucht von dem letzten Zwange befreyt worden, aber doch konnte nach den Geſetzen ihrer Kirche keine Ehe Statt finden, ſo lange Margarethe lebte. Kaum war ſie todt, als Albrecht und Kunigunde auf ihre Leidenſchaft das Siegel der Rechtmäßigkeit drückten, und Kunigunde bey der Trauung ihren Sohn Apitz unter den Mantel nahm, um ihn hierdurch, nach deutſcher Sitte, zu legitimiren. Je mehr von nun an Kunigunde Albrechten beherrſchte, je mehr jede Rückerinnerung an Margarethen ihm verhaßt war, deſto ungetheilter wandte er ſeine Liebe gegen dieſen Apitz, und deſto fremder wurde er gegen ſeine Söhne erſter Ehe. Zwar waren

dieſe von ihren Verwandten gleich nach Margarethens Flucht aus ſeinen Augen entfernt worden: der Aelteſte, Heinrich, ſtarb bald, Friedrich aber, Margarethens Liebling, und der Jüngſte, Dietzmann, wurden bey ihrem Onkel zu Landsberg erzogen, und Friedrich zeichnete ſich frühzeitig als Kriegsmann in einigen Thüringiſchen Händeln aus. Je mehr ſich aber ſeine Thatkraft entwickelte, deſto mehr wußte Kunigunde Albrechten jeden Schritt des Sohnes als gefährlich vorzuſtellen, ſie und Apitz ſchmeichelten ihm mit ſo viel ſüßer verſtellter Zärtlichkeit, und nach und nach entwickelte ſich immer mehr ſein groſſes Projekt, ſein Erbland Thüringen ſeinen Söhnen erſter Ehe zu entziehen und Apitzen zu hinterlaſſen. Haus- und Reichsgeſetze wurden bey dieſem Vorhaben mit Füßen getreten. Nur die ehelich gebornen hatten Recht zur Succeſſion, und die Legitimation Apitzens konnte den Flecken ſeiner Geburt, in Rückſicht des wichtigſten Punktes, der Erbfolge, nicht wegwaſchen. Albrecht ſuchte die Thüringiſchen

Stände für seinen Vorschlag zu gewinnen, aber fast alle sahen darin eine eben so große Verletzung ihrer Rechte als der Rechte der Prinzen, und erklärten laut, daß sie nach deutschen Reichsgesetzen und nach Vasallenpflicht nur Friedrichen und Dietzmann als rechtmäßige Erben von Thüringen anerkennten. Inzwischen fing der Vater an durch kleine Schenkungen an Apitz den künftigen Schritt gleichsam vorzubereiten, und hierüber brach der Krieg zwischen ihm und seinen Söhnen los. Sie unternahmen ihn mit dem lebendigen innigen Vorsatz, sich von dem, was Gott und das Recht ihnen gegeben hatte, durch einen unnatürlichen Vater nichts entziehen zu lassen, und in diesem Glauben haben sie bis zum Ziele gehandelt. Die Fehde wurde indeß nicht lebhaft geführt, und fünf Jahre nach Ausbruch derselben (1286) wurde Albrecht genöthiget, sich zu vergleichen und dem Aeltesten, Friedrich, die Pfalzgrafschaft Sachsen, dem Jüngern aber das Pleißnerland zu überlassen. Das Opfer stellte

aber den Frieden keinesweges her, da Albrecht fortfuhr, Apitzen auf das ausschweifendste zu begünstigen, ihm mehrere Schlösser in Thüringen überließ, und mit verstärktem Groll und um so entschiedner an seinem Lieblingsprojekt arbeitete. Diese laute Neigung Albrechts, Apitzen auf Kosten seiner andern Söhne, zu begünstigen, und die Verachtung, die er sich durch sein ganzes Betragen zugezogen hatte, bewogen Friedrich Tutta, seinen Neffen, als er 1291. starb, seine schönen Länder, die Markgrafschaft Meißen und das Osterland (Leipzig und die Leipziger, Pegauer, Zeizer Pflege bis ins Voigtland) nicht ihm, sondern seinen Söhnen, Friedrich und Dietzmann, zu vermachen. Ohnstreitig aber hatte Albrecht, da er im näheren Grade verwandt war, darauf auch ein näheres Recht; dieß vermehrte daher die Abneigung gegen seine Söhne, um so mehr, da jeder entzogene Gewinn ihm eine Schuld zu seyn schien, die er für Apitz einzufordern vergäße. Es kam von neuem zum Kriege: Albrecht nämlich hetzte die

Markgrafen von Brandenburg und die Grafen von Anhalt als Nachbarn gegen seine Söhne, aber sie hielten sich tapfer und behaupteten sich in Meissen und Osterland. Er sah aus allem, daß er gegen sie nicht ankommen konnte; er sah, daß die Thüringischen Stände sich seinen Projekten auf immer widersetzen würden, und so beschloß er denn Thüringen an einen Mächtigen zu verkaufen, der durch seine Macht die Nullität des Verkaufs legalisirte, und der den Ständen so wohl als den Söhnen selbst durch sein Ansehen zu große Furcht einflößte, um sich dem Raub auf irgend eine Weise zu widersetzen. Der Römische König Adolf schien ihm hierzu der rechte Mann zu seyn. Bey seiner Vergrößerungssucht, bey dem Uebermuth, der sich über jedes Schickliche hinaussetzte, so bald es seinen Vortheil galt, konnte wenigstens kein Feingefühl ihn von dem Kaufe abhalten, und war der Kauf einmal geschloßen, so hatte der deutsche Kaiser auch mehr als jeder Andre Kraft um ihn zu behaupten. Der Handel kam glück-

lich zu Stande, und Thüringen ward von seinem Landgrafen im Jahr 1294. dem Römischen König Adolf für 12000 Mark Silbers (96000 Thaler) verkauft. Welche Summe für ein Land, worin Städte, wie Weimar, Jena, Eisenach, Coburg lagen! Man kann denken, welchen Eindruck dieser Kauf durch ganz Deutschland machen mußte. Galt kein Erbrecht mehr, so war kein deutscher Fürstenstamm mehr sicher, so schwieg das Gesetz, und die Laune grausamer Väter konnte Hoffnungen, die Jahrhunderte fest gegründet hatten, nach Belieben zerreißen. Daß es an den Römischen König verkauft wurde, mußte den Groll der deutschen Fürsten vermehren, denn sie sahen, daß das Gesetz dem Wächter der Gesetze selbst, dem Oberhaupte Deutschlands, feil war. Aber er war zu mächtig, um es mit ihm aufzunehmen. Die Prinzen, dachte jeder, mögen für Heerd und Altäre fechten; die, die das Vaterland einst beherrschen sollen, mögen es retten! Friedrich und Dietzmann fühlten das ganze Gewicht ihrer Verbindlichkeit,

Von der Treue der Thüringiſchen Vaſallen hing alles ab. Aber höchſt traurig war es, daß ſie gerade mit dem Kaiſer zu thun hatten, deſſen Anſehen, abgerechnet was glänzende Verſprechungen und Ausſichten thaten, ſo manchen Thüringer Edlen im Kampf zwiſchen der Treue des Vaſallen und des Reichsunterthans wankend machte. Viele blieben ihren Erbherren treu, aber viele Thüringiſche Schlöſſer wußten ſich auch Adolf und ſeine Truppen zu öffnen. Bald aber fühlte Adolf, daß ſo die Sache nicht entſchieden würde, und daß er bis ins Herz ihrer Lande dringen müſſe, um ſo mit einmal mit Einem entſcheidenden Streich ihr ganzes politiſches Leben zu endigen. In Meiſſen mußte er ſie angreifen, Meiſſen mußte er haben, und ihre Exiſtenz hörte auf, und er hatte mehr, als er gekauft hatte, und Thüringen fiel von ſelbſt. In dieſem Glauben fiel er um Michaelis 1297 mit einer anſehnlichen Armee in Meiſſen ein, welches nicht nur den Prinzen den reichſten Stoff des Widerſtandes gab, ſondern auch an ſich,

besonders wegen der Freyberger Bergwerke, dem König ein schöner Zuwachs zu der Erwerbung von Thüringen zu seyn schien. Grausamkeiten aller Art bezeichneten seinen Eintritt, der so unerwartet kam, daß er sich alle Thore öffnete, ehe Bürgerschaft und Adel Zeit zur Vertheidigung fanden. Sie verloren also auch Meissen und das Osterland, und sanken so von dem Besitz des schönsten Landes (nur daß Dietzmannen noch von seinem Großvater her, wiewohl auch unter vielen Anfechtungen, die Niederlausitz blieb) und der Hoffnung auf ein eben so schönes, zu der Armuth des niedrigsten Privatmanns herab. Friedrich irrte mit drey Begleitern insgeheim in Meissen umher, und man hätte die Wanderungen des Erben von Thüringen und Markgrafen von Meissen für die lichtscheuen Schritte eines Geächteten genommen. Endlich fand er in Freyberg bey den Besitzern einiger Bergantheile eine ansehnliche Geldunterstützung, und diese wandte er sogleich an, um sich frische Truppen zu verschaffen, wobey Dietzmann

ihn thätig unterstützte. Ihr Plan war, sich nur erst einige feste Plätze in Meissen zu verschaffen; dann, hofften sie, sollten schon mehrere ihnen wieder zufallen, und ihr mit dem Glücke gesunknes Ansehen wieder steigen. Alles gelang über Erwarten. Friedrich und Dietzmann bemächtigten sich nicht nur des festen Schlosses Rochlitz, sondern sie hatten auch das Glück, einige Wochen darauf den Befehlshaber der königlichen Truppen in Meissen, den Grafen von Nassau, gefangen zu bekommen. Sie brauchten den Kunstgriff, ihn sehr hart zu behandeln, zugleich aber ihm eine bessere Behandlung unter der Bedingung der Herausgabe einiger Städte anzubiethen, und der Graf sahe sich zu seiner Rettung genöthigt, ihnen Lichtenwalde, Döbeln, Borna und Geithayn einzuräumen. Nun fielen ihnen immer mehrere Städte wieder zu: der Triumph ihrer Sache schien aber der Tod des Königs Adolf. Er starb am 1. Jul. 1298, und mit ihm schien der ganze Kauf von Thüringen und die ganze Okkupation von

Meissen, in so fern sie blos persönliche Sache war, in ihr voriges Nichts zurückfallen zu müssen. Aber Adolf hatte gleich anfangs vorgegeben, Thüringen sey für das Reich gekauft; es sey eine Acquisition für das Reich: also war zu befürchten, daß ein neues Oberhaupt Deutschlands auf dem einmal gebahnten Wege fortgehen und das Recht des Besitzstands auf alle Weise geltend machen würde. Der Vortheil des Reichs, diese imponirende Formel, war auch hier anwendbar, wiewohl die Schenkung an das Reich nichts als der Deckmantel war, um die Privatvortheile des Königs zu decken. Dietzmann ging zu dem neuen König Albrecht von Oestreich. Die erste Pflicht der Fürsten sey Gerechtigkeit; er solle seine Regierung mit dem schönsten Geschäft, mit der völligen Räumung der angefochtenen Länder und der Nichtigkeits-Erklärung des geschlossenen Kaufes, einweihen. Jede Arglist, jeder heimlich erschlichne Gewinn sey gegen den deutschen Charakter, und als deutscher Kaiser werde er im Sinne

der Deutschen handeln. Er erhielt hierauf nur sehr kurze, sehr unentscheidende Antwort, und Eisenach und verschiedne andre Thüringische Städte, die Adolfs Truppen noch besetzt hielten, wurden nicht geräumt. Die Prinzen mußten daher jeden Augenblick einen neuen Ausbruch der Fehde befürchten, und ihr Schicksal war alsdann wenigstens in Betreff der Erhaltung Thüringens um so zweydeutiger, da ihr Vater noch immer die Haupt-Veste Thüringens, die Wartburg, die er sich bey dem Kaufe ausdrücklich reservirt hatte, besaß, und sie leicht den feindlichen Truppen übergeben konnte, zumal da das daran gränzende Eisenach es mit dem Könige hielt. Die Prinzen dachten daher darauf, sich der Wartburg, zugleich aber auch Eisenachs zu versichern; aber eben dieses war das unglückliche Signal zum Ausbruch eines neuen Krieges. Die Eisenacher riefen den König Albrecht zu Hülfe. Sie wären Städte des Reichs geworden; sie wollten nicht wieder unter Thüringische Hoheit. Es zieme ihm,

das, was sein Vorfahr mit Blut und Leben erfochten, zur Ehre des Reichs zu behaupten. Der Antrag traf Albrechten zur gelegensten Stunde. Er hatte eben Ruhe von anderweitigen Beschäftigungen erhalten, und konnte nun seine ganze Kraft dem Einen großen Vorsatz schenken. Albrecht war zwar weniger Despot, als sein Vorgänger, aber die Okkupation von Meissen und Thüringen war doch für seine Redlichkeit eine zu starke Versuchung. Als die Prinzen das Ungewitter allmählig sich herauf ziehen sahen, wollten sie sich wenigstens durchaus in Besitz der Wartburg setzen. Ihr Vater hatte nach der Kunigunde von Eisenberg Tode die dritte Gemahlinn, eine verwittwete Gräfinn von Arnshaug, genommen, und da diese zugleich Friedrichs Schwiegermutter war, und Friedrichen sehr liebte, auch ihres Gemahls Betragen von Tag zu Tage unleidlicher wurde, so versprach sie Friedrichen die Wartburg insgeheim zu überliefern. Sie gewann die Besatzung, und als alles eingeleitet war, bemächtigte sich

Friedrich unversehens der Veste, und nöthigte seinen Vater, von da weg nach Erfurt zu gehen wo er in einem Kloster seine übrigen Tage verlebte, und sich weit eher über seine Lage, als über den Schmerz tröstete, seine Söhne nicht vernichtet zu sehen. Friedrich machte, so bald er sich der Burg bemeistert hatte, ernsthafte Anstalten gegen Albrecht, wenn er in Thüringen einfallen würde, so wie gegen Eisenach. Aber unvermuthet fiel im folgenden Frühjahr 1307 König Albrecht mit einem großen Heere, nicht in Thüringen, sondern in Osterland und Meissen ein, wo ihn Friedrich gar nicht, am wenigsten so schnell erwartete. Das Schwerd der Verheerung traf die kaum wieder auferstandnen Gegenden, und der Zug der Albrechtschen Armee durch Osterland und Meissen schien ein Leichenzug zu seyn. Sein Heer lagerte sich bey Lucka im Altenburgischen, und bedrohte Leipzig mit einer Belagerung. Schnell beriefen Friedrich und Dietzmann alle ihre treuen Meißnischen und Osterländischen Vasallen nach

Leipzig, ließen zugleich die Bürger der Stadt bewaffnen, ihr Schwager, der Herzog von Braunschweig, sandte ihnen Reuterey zum Sukkurs, und so mit einem zahlreichen wohl ausgerüsteten Kriegsheer beschlossen sie in Gottes Namen den Feind anzugreifen. Am 30. Mai 1307 versammelten sie ihr ganzes Heer auf dem Marktplatz und den Straßen von Leipzig, und nachdem die Prinzen das heilige Abendmahl empfangen hatten, hielt Friedrich eine Rede an die Truppen, die hier ganz eingerückt werden muß, da sie das schönste Denkmal von dem hohen Genius giebt, der Friedrichen beseelte, und mit dem er muthig die Waffen für Gott und Vaterland ergriff.

Ihr wißt es alle, treue Vasallen, Bürger und Freunde, in welchem Zustande wir uns befinden; ihr wißt es, daß wir, wie in einer Versteigerung, von dem verkauft worden sind, dem dieß am wenigsten ziemte; ihr wißt es, daß wir von dem gekauft worden sind, dessen schö-

ner Beruf es war, getrennte Bande des Bluts eher wieder zu vereinigen, als ganz zu zerreißen. Der erste Stifter dieses Kaufs hat bereits seinen Lohn gefunden: er ist vor dem im Kampf gefallen, der anfangs uns Frieden geben zu wollen schien, aber auf einmal in die Fußtapfen des von ihm besiegten Käufers trat, und nun das Oberhaupt der Räuber mit dem ganzen Heer des niedrigsten Raubgesindels sendet, um uns gleich feilen Sklaven in unwürdige Fesseln zu schlagen. Es ist schwer zu bestimmen, ob wir mit einem verwegenern oder grausamern Feinde zu thun haben. Er hat, seit er im Besitz vom Osterlande ist, durch Raub, Mord, Brand und Verheerung, göttliche und menschliche Gesetze mit Füßen getreten, und Gott, der Rächer jeder Schandthat, muß alle Blitze seiner Rache auf die Ungeheuer herab senden. Im Namen dieses ewigen gerechten Richters verspreche ich euch den Sieg, wenn ihr den Muth habt, der einst eure Väter beseelte, als sie vor funfzig Jahren die Feinde, die

eben so auf Raub ausgingen, bey dem Dorfe Vicklen, wenige gegen viele, heldenmüthig schlugen. Mit dieser Erinnerung gehet dem Feinde muthig und tapfer entgegen. Denket, daß ihr für väterliche Tapferkeit, daß ihr für Heerd und Altäre, für Religion und Vaterland, für Weiber und Kinder, für Freyheit und Leben streitet. Somit habe ich euch alles gesagt, sonst könnte es scheinen, als setzte ich Mißtrauen in die Tapferkeit meiner Landsleute, oder spräche lieber in eurer Mitte, als im Treffen. Hier stehen wir beyde (auf seinen Bruder zeigend); wir werden vor euren Fahnen hergehen, wir werden die Feinde angreifen, wir werden mitten im Treffen seyn. Folgt dem Beyspiel eurer Heerführer, und uns alle wird Ein Ruhm und Ein Schicksal erwarten.

Die Rede wirkte wie ein elektrischer Schlag auf die Versammlung. Sie wollten diese Nacht noch gegen die Feinde geführt werden. Wir wollen an die Schwaben, war der Ruf der ganzen Versamm-

lung. Morgen! morgen! riefen die Fürsten. Am Morgen des folgenden Tages, 31. Mai, rückten Friedrich und Dietzmann dem Feinde entgegen. Die Osterländer (Leipziger u. s. w.) waren im ersten, die Meißner im zweyten Treffen. Die Feinde hatten kaum Zeit, sich in Schlachtordnung zu stellen. Wie sie in das Angesicht des Feindes kamen, ließ Friedrich sich seinen Helm geben, und sagte zu seinem Knappen: Binde mir ihn fest auf, denn heute binde ich drey Länder, Meissen, Thüringen und Osterland auf mein Haupt. Gott helfe mir zu dieser Fahrt! Das Osterländische Fußvolk eröffnete den Angriff, und kämpfte lange mit zweifelhaftem Erfolg; hierauf ließ Friedrich die Meißner vorrücken, und nach langem fünfstündigem Kampfe brachten diese endlich die königlichen Truppen zum Weichen. Die Prinzen waren mitten im Getümmel. Nun ließ Friedrich die Reuterey einhauen, und diese vollendete die Niederlage. Die Truppen der Prinzen gaben kein Quartier, und es wurde alles niedergehauen:

Von der Reuterey des Königs blieben allein über 1800. Die Folgen dieſes Sieges waren die entſcheidendſten. Die Armee des Königs, die gleichſam mit verjüngter Kraft ſich der Provinzen zu bemächtigen dachte, war aufgerieben, die wenigen königlichen Truppen, die ſich durch die Flucht gerettet hatten, verließen (nachdem ſie ſich noch kurze Zeit im Altenburgiſchen gehalten) bald darauf Meiſſen, Thüringen und Oſterland ganz, und da König Albrecht im kommenden Jahre ermordet worden, ſo ergaben ſich auch die Thüringiſchen Städte, die ſeit der erſten Invaſion ununterbrochen dem Kaiſer angehangen hatten, nämlich Eiſenach, Kreuzburg und Frankenſtein, an Friedrichen. Niemand machte nun Landgraf Albrechts Nachkommen, nachdem ſie faſt dreyßig Jahre hatten kämpfen müſſen, den Beſitz von Meiſſen und Thüringen mehr ſtreitig, und 1310. beſtätigte der neue Römiſche König, Heinrich VII., ſie feyerlich in ihrem Beſitze.

III.

Dietzmanns Tod,

oder

Bruderrache.

(Fortsetzung von Friedrich und Dietzmann.)

Die Geschichte der Staaten, die uns immer unter solche traurige Bilder führt, wo das Interesse alle Bande des Bluts und der Freundschaft zerreißt, und der Egoismus, genährt durch schmeichlerische Rathgeber, die schönsten Verbindungen der Verwandtschaft und Häuslichkeit mißkennt, gönnt uns, in der Geschichte Friedrichs und Dietzmanns den seltnen Genuß, Brüder, nicht bloß dem Namen

nach, sondern im schönsten Verein der Bruderliebe, Hand in Hand den rauhen Weg des Schicksals gehen zu sehn, sie, ohne Eifersüchteley, dreyßig Jahre lang die gemeinschaftliche Sache mit Muth und Eifer verfechten, und dann, als sie am Ziele sind, und der Tod den einen trennt, den Ueberlebenden sein großes Geschäft noch mit der Rache seines getödteten Bruders vollenden zu sehn.

Es war schon ihre erste Erziehung, die die beyden Knaben weit genauer unter sich, als mit ihrem ältern Bruder, verband. Dieser wurde bey seinem Großvater Heinrich, sie wurden zusammen bey dem Onkel Dietrich zu Landsberg erzogen, und dieser ältere Bruder starb sehr früh, ohne daß er seinen Namen durch irgend eine merkwürdige That für die Geschichte aufbehalten hätte. Sie allein bekamen also den Streit auszufechten, zu dem sie die Rettung ihrer Erblande, gegen einen unnatürlichen Vater, verband. Nur Einigkeit, nur volle Anstrengung

gemeinschaftlicher Kräfte konnte sie im Kampfe aufrecht erhalten; nur Einigkeit konnte sie in dem noch weit ungleichern, den sie bald darauf mit dem Kaiser zu kämpfen hatten, glücklich zum Ziele führen. Was in Meissen, Thüringen und Osterland verloren ging, betrachteten sie als einen gemeinschaftlichen Verlust, da es ihrem Hause verloren ging. Zwar hatten sie sich unter sich, wie es scheint, so getheilt, daß Friedrich Meissen, Dietzmann, außer der Niederlausitz, das Osterland, und nach geendigten Streitigkeiten über Thüringen, Thüringen haben sollte, aber gegen einen Dritten standen sie immer für Einen Mann, und jeder sahe das, was sein Bruder verlor, für einen Verlust seines eignen Besitzthums an. Als sie alles verloren hatten, als ganz Meissen und Osterland von Adolfs Truppen überschwemmt war, und Dietzmannen nur noch die einzige Niederlausitz blieb, da eilte Friedrich, nach der trostlosesten Wanderung durch Meissen, zu dem Bruder seines Herzens, da sammel-

ten sie, an diesem letzten Zufluchtsorte der Dürftigkeit, neue Kräfte und neuen Entschluß zur Rettung ihres Landes. Sie drangen durch mehrere Umwege wieder gegen Meissen vor, und überrumpelten das feste Schloß Rochlitz; sie nahmen gemeinschaftlich den kaiserlichen Befehlshaber gefangen, und indem nachher Meissen und Osterland ihnen willig wieder die ungern verschloßnen Thore öffnete, und hier Friedrich, dort Dietzmann den Schwur neuer Treue empfing, da brachte jeder dem andern ohne Neid den frischen Lorbeer des Sieges. Als Dietzmann nachher zu dem neuen König ging, und ihn um Räumung der besetzten Länder flehte, führte er zugleich Friedrichs Sache, und als die Eisenacher einmal, im Streit mit Friedrich, die Wartburg bedrohten, und Friedrichen zur Uebergabe zwingen wollten, da führte er seinem Bruder neuen Sukkurs zu, und rettete die erste Thüringische Veste. Aber bald brach der neue deutsche König mit einem zahlreichen Heer in Meissen und Thüringen ein, und in

dem Muthe der Brüder, in ihrer Thätigkeit lag das Schicksal des Landes. Jeder erleichterte dem andern die schwere Rolle des Vertheidigers: in Leipzig schworen sie, für die Rettung des Landes zu siegen oder zu sterben. Hier stehen wir vor euch an der Spitze der Vaterlandsvertheidiger; unser Panier soll vor euch herwehen; wir wollen mitten unter unsern Landsleuten fechten. Und sie ergriffen das Panier, Friedrich hatte mit den Osterländern schon einige Stunden vergeblich gekämpft, da führte Dietzmann die Meißner zum Sukkurs herbey; sie mußten in dem blutigen Kampfe den Tod oder das Vaterland finden, aber sie fanden das Vaterland. Und als sie nach Leipzig kamen, den Sieg und die Gefangnen an ihrer Seite, da konnte jeder seinen Antheil an den Worten fordern, die sie der zwischen Angst und Erwartung schwebenden Stadt zuriefen: Wir bringen euch Sieg, das Vaterland ist gerettet! Bis hieher ging ihr Weg; bis zu der Entscheidung hatte das Schicksal beyder bedurft: jetzt war ihre Rolle ge-

spielt, und es trennte den Knoten. Friedrich ging nach Freyberg, Dietzmann blieb in Leipzig zurück; das Vaterland aufzurichten, die Spuren des Blutes von der bedrängten Gegend zu verwischen, war des Osterländers schönes Geschäft. Am Morgen des Weihnachtsfestes dieses Jahrs (1307) geht Dietzmann in die Augustinerkirche zu Leipzig, um die Frühmetten zu hören, und knieet unweit des hohen Altars. Während des Gesanges Benedictus, als, der Gewohnheit nach, alle Lichter gelöscht werden, hört man auf einmal ein Geschrey durch die Hallen der Kirche: Der Markgraf ist ermordet! Man eilt herzu; sein Blut fließt an heiliger Stätte. Man hat Besinnung genug, sogleich die Kirchthüren zu schließen, und so entdeckt man endlich den Mörder, und findet bey ihm den blutigen Dolch. Man schreibt sogleich an Markgraf Friedrich nach Freyberg, aber er kömmt zu spät für dein letzten Abschied, und Dietzmann hat schon den schwersten Kampf ohne den Beystand seines Bruders gekämpft. Fried-

rich erbte zwar seine Länder, was nämlich Dietzmann, nach der unter ihnen getroffenen Uebereinkunft, bisher allein besessen und regiert hatte, aber er glaubte diese Erbschaft nur unter der unerläßlichen Bedingung der Rache übernehmen zu können. Der Mord des Fürsten durch einen der niedrigsten Meuchelmörder und am Altare forderte den Fürsten, der Verlust eines dreyßigjährigen Gefährten in Kampf und Leiden den Freund und Bruder auf. Der Mörder gönnte indeß Friedrichen das Vergnügen des entdeckten Geheimnisses nicht. So heftig ihn Friedrich foltern ließ, um den Namen des Anstifters von ihm zu erfahren, so hartnäckig verweigerte er jedes Geständniß, und er nahm den Namen des Grafen von Nassau mit ins Grab. Alle Umstände aber, alle Nachforschungen brachten Friedrichen nach und nach zur Gewißheit, daß es dieser, daß es der Graf von Nassau sey, der über das Leben seines Bruders entschieden hatte. Der erste Groll des Grafen gegen Dietzmann schrieb

ſich noch von König Adolf her, deſſen Verwandter er war, aber die tiefſte Kränkung war die, daß er das Treffen vor Lucka kommandirt hatte, und daß er es nicht ertragen konnte, von einem jungen Fürſten, von einem Vaſallen des Kaiſers ſo entſcheidend geſchlagen worden zu ſeyn. Auch hatte er nach dem Treffen noch Altenburg und das Pleißnerland inne, und Dietzmann, als ſein Nachbar im Oſterlande, ſuchte alle Mittel und Wege auf, um ihm dieſes vollends zu entreißen. Friedrich hörte und ſah von nun an nichts als Rache an dem Grafen. Die Beſatzung von Altenburg machte häufige Streifereyen in die umliegende Gegend, bey welchen der Graf oft ſelbſt anführte. Friedrich hielt ſich deshalb in der Nähe auf, und lauerte auf eine Gelegenheit, wo er ihn treffen würde. Endlich, in den erſten Monaten des Jahrs 1308, kam er mit einem zahlreichen Geſchwader in die Gegend zwiſchen Borna und Frohburg, um verſchiedne Städte in der Nachbarſchaft wegzunch-

men, und Friedrich erhält kaum Nachricht davon, als er sich an die Spitze seiner Reisigen stellt und ihm entgegen zieht. Er dringt mitten durch die feindlichen Schaaren, die den Grafen umringen; er ruft ihm zu, daß er sich mit ihm messen solle. Sie treffen einander, und nach kurzem Kampf stößt Friedrich den Grafen vom Pferde. Mörder Dietzmanns, rüft er ihm zu, hier hast du deinen Lohn! und dann hebt er das blutige Schwerd wie ein Opfer für den zürnenden Schatten seines Bruders empor. Der Graf starb ohne den Mord zu bekennen; welchen Theil er daran habe, blieb ein Geheimniß: aber Friedrich fühlte es tief im Innersten, daß er den Mörder seines Bruders getödtet hatte.

R. Hommel.

Ende des ersten Bändchens.

Bayerische Staatsbibliothek

Verbesserungen.

Seite 14 Z. 10 v. o. Masse lies Weise
— 51 Z. 9 v. o. wahrer lies roher
— 34 Z. 2 v. o. Unordnung lies Unterordnung
— 62 Z. 2 v. o. Birkenraube lies Birkenlaube
— 74 Z. 12 13 v. o. Wahrheit lies Menschheit
— 75 Z. 8. v. o. Erfindung lies Empfindung
— 81 Z. 7 v. u. Gesellschaften lies Gesellschafter
— 88 Z. 2 v. u. Wahrheit lies Menschheit.

Seite 110 Z. 10 11 v. o. ehemals lies nachmals

— 127 Z. 11 v. o. Vorstellung lies Verstellung

— — Z. 2 v. u. ganzen lies ganzes

— 186 Z. 9 v. o. Virag's lies Virago's

— 200 Z. 9 v. o. eines lies jenes

— 205 Z. 11 v. o. eines lies reines

— 209 Z. 9. v. u. verschlossenen lies verschlafenen

1-4 = XXXX I.84
XXX V 89

Buchbinderei
SCHAAB
München